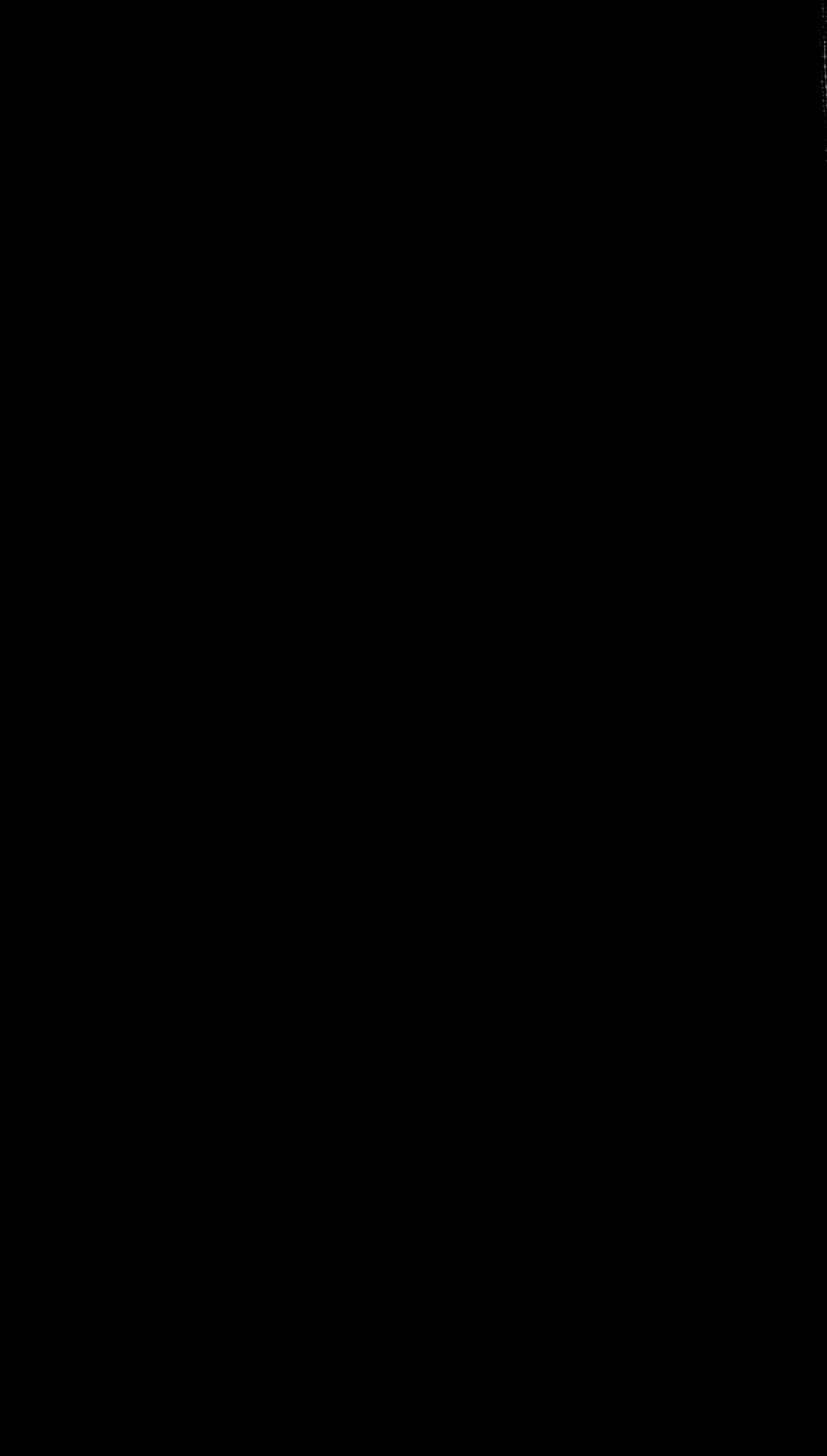


Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XVIII. Serie.
(Heft 409—432 umfassend.)

Heft 413/414.

Tibur.

Eine römische Studie.

Von
Dr. Ludwig Meyer,
Berlin.

Berlin SW. 1883.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Einladung zum Abonnement!



Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die

Goldene Medaille

zuerkannt.

Von der **XVIII. Serie** (Jahrgang 1883) der

Sammlung gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

Heft 409—432 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)
sind erschienen:

Heft 409/410. **Schasler** (Meiningen), Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung der Farben sowie ihrer Beziehungen zu einander nebst praktischer Anleitung zur Auffindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. Erste Abtheilung: Die Farben in ihrer Beziehung zu einander und zum Auge. Mit einer Figurentafel.
„ 411. **Osthoff** (Heidelberg), Schriftsprache und Volksmundart.
„ 412. **Bayer** (Berlin), Die Entstehung der deutschen Burschenschaft.
„ 413/414. **Meyer** (Berlin), Tibur. Eine römische Studie.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach erscheinen:

Stern (Bern), Die Socialisten der Reformationszeit.
Schrader (Jena), Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung.
Gerland (Kassel), Der leere Raum, die Constitution der Körper und der Aether.
v. Kluckhohn, (München), Gneisenau.
Nehring (Berlin), Die Thierwelt der sibirischen Steppe und ihr Verhältniß zur diluvialen Thierwelt Mitteleuropas.
Uffelmann (Rostock), Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde.
Bezold (München), Ueber Keilinschriften.
Kollmann (Basel), Protoplasma.
Magnus (Breslau), Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes.
Hagen (Bern), Stand der Homer-Sage.
Bollinger (München), Ueber thierische Parasiten im menschlichen Körper.
Saalfeld (Holzminden), Küche und Keller in Alt-Rom.
Schasler (Meiningen), Die Farbenwelt 2c. 2c. Zweite Abtheilung: Das Gesetz der Farbenharmonie in seiner Anwendung auf das Gebiet der Kunstindustrie. Mit einer Farbentafel.
Fritsch (Berlin), Ueber die Entstehung der elektrischen Organe bei den Fischen. Mit Holzschnitten.
v. Scherzer (Leipzig), Die Anfänge menschlicher Industrie.
Arzruni (Berlin), Kaukasus.
Marggraff (München), Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen.
Virchow (Berlin), Ueber Städtereinigung.

Tibur.

Eine römische Studie

von

Dr. Ludwig Meyer
(Berlin).

Est aliquid, quocumque loco, quocumque recessu,
Unius sese dominum fecisse lacertae.

Juv.



Berlin SW. 1883.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Einladung zum Abonnement!



Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ hat diesen Vorträgen die
Goldene Medaille
zuerkannt.



Von der **XVIII. Serie** (Jahrgang 1883) der

Sammlung gemeinverständlicher

wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

Heft 409—432 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige) sind erschienen:

Heft 409/410. **Schasler** (Meiningen), Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung der Farben sowie ihrer Beziehungen zu einander nebst praktischer Anleitung zur Auffindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. Erste Abtheilung: Die Farben in ihrer Beziehung zu einander und zum Auge. Mit einer Figurentafel.
„ 411. **Osthoff** (Heidelberg), Schriftsprache und Volksmundart.
„ 412. **Bayer** (Berlin), Die Entstehung der deutschen Burschenschaft.
„ 413/414. **Meyer** (Berlin), Tibur. Eine römische Studie.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach erscheinen:

Stern (Bern), Die Socialisten der Reformationszeit.
Schrader (Jena), Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung.
Gerland (Kassel), Der leere Raum, die Constitution der Körper und der Aether.
v. Kluckhohn, (München), Gneisenau.
Nehring (Berlin), Die Thierwelt der sibirischen Steppe und ihr Verhältniß zur diluvialen Thierwelt Mitteleuropas.
Uffelmann (Rostock), Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde.
Bezold (München), Ueber Keilinschriften.
Kollmann (Basel), Protoplasma.
Magnus (Breslau), Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes.
Hagen (Bern), Stand der Homer-Sage.
Bollinger (München), Ueber thierische Parasiten im menschlichen Körper.
Saalfeld (Holzminden), Küche und Keller in Alt-Rom.
Schasler (Meiningen), Die Farbenwelt &c. &c. Zweite Abtheilung: Das Gesetz der Farbenharmonie in seiner Anwendung auf das Gebiet der Kunstindustrie. Mit einer Farbentafel.
Fritsch (Berlin), Ueber die Entstehung der elektrischen Organe bei den Fischen. Mit Holzschnitten.
v. Scherzer (Leipzig), Die Anfänge menschlicher Industrie.
Arzruni (Berlin), Kaukasus.
Marggraff (München), Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen.
Virchow (Berlin), Ueber Städtereinigung.

———

Tibur.

Eine römische Studie

von

Dr. Ludwig Meyer
(Berlin).

Est aliquid, quocumque loco, quocumque recessu,
Unius sese dominum fecisse lacertae.
Juv.



Berlin SW. 1883.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Est aliquid, quocumque loco, quocumque recessu,
Unius sese dominum fecisse lacertae.

Juv.

Wohl Niemand, der einige Zeit in Rom gelebt, hat es unterlassen, Tivoli zu besuchen: die Cascatellen und der Tempel der Sibylla sind fast ebenso bekannt wie Colosseum oder Pantheon; dagegen entfernen sich nur verhältnißmäßig Wenige von der großen Straße, um bei jener Gelegenheit auch die Reste der von Kaiser Hadrian erbauten tiburtinischen Villa zu besichtigen. Und doch sollte Niemand diesen für Freunde des Alterthums so lehrreichen Ausflug versäumen. Die Monumente Rom's vergegenwärtigen uns die Caesaren in der Ausübung ihrer souveränen Functionen und bewahren die Erinnerungen ihres officiellen Lebens; die Villa Hadrian's zeigt sie uns in den Augenblicken der Zerstreuung und der Ruhe, die sich ein Herrscher, der die Welt zu regieren hat, füglich von Zeit zu Zeit gönnen muß. Sie kann uns auch für die Art, wie diese Großen sich auf die Freuden des Landlebens verstanden, manchen werthvollen Wink geben und uns darüber belehren, wie die damalige Gesellschaft die Natur auffaßte und genoß, eine Frage, deren Studium recht wohl der Mühe lohnt.

Gehen wir von Rom nach Tivoli, so durchmessen wir zunächst in ihrer ganzen Länge die öde Campagna, welche die Ewige Stadt von allen Seiten umgiebt. Fünf bis sechs Stunden lang wandern wir durch eine wahre Wüste; nur ein paar elenden Schenken und Heerden von Rindern oder Pferden, die das magere Gras abweiden, begegnen wir; dann beginnt der

Boden sich zu heben. Einige Baumgruppen verkünden die Nähe des Anio, den wir auf dem Ponte Lucano überschreiten. An dieser Stelle erhebt sich eine antike Ruine von großem Interesse, das Grabmal der Plautier. Hier wurde der Consul Ti. Plautius Silvanus bestattet, einer jener tapferen Officiere und klugen Verwalter, die unter den schlechtesten Herrschern die Ehre des Reiches gewahrt haben und Rom's Heil gewesen sind. Die Inschrift vorn auf dem Mausoleum giebt kurzen Bericht über die Dienste, die er geleistet, und zählt die Würden auf, die er bekleidet hat. Unter Tiberius stand er im Kriege gegen Germanien an der Spitze einer Legion; den Claudius begleitete er auf dem Feldzuge gegen Britannien; unter Nero verwaltete er Moesien, eine der von den Barbaren am meisten bedrohten Provinzen. Die Inschrift erzählt, wie er einen Aufstand der Sarmaten dämpfte und die feindlichen Könige zwang, die Donau zu überschreiten, in sein Lager zu kommen und den römischen Adlern zu huldigen. Diese Dienste wurden ziemlich schlecht belohnt, bis zu dem Tage, da Vespasian, der selbst ein alter Krieger war, anfing, das Unrecht der früheren Regenten gegen seine Waffengefährten gut zu machen. Er rief den Silvanus aus seiner Provinz zurück, ließ ihm die Ehren des Triumphs bewilligen und ernannte ihn zum Präfecten von Rom.

Jenseits des Silvanus-Grabes theilt sich der Weg. Links tritt er in die herrlichen Olivenwäldchen ein, die nach Tivoli führen; rechts bleibt er noch in der Ebene und geleitet uns in zwanzig Minuten zur Villa Hadrian's.

Heut ist diese Villa wenig mehr als ein Haufen von Ruinen. Mehrere Kilometer weit stoßen wir nur noch auf gewaltige Substructionen, Säulenschäfte, große umhergestreute Steinblöcke, hier und da auf einige noch aufrechtstehende Mauern. So bedeutend sind diese Trümmer, daß man sie lange Zeit für

die Reste einer Stadt gehalten hat. Tibur, so dachte man, sei, ehe es den Hügel hinaufstieg, in der Ebene erbaut worden und hier habe man die letzten Spuren der alten Stadt vor Augen; so hatte man ihnen auch im Lande den Namen „Tivoli vecchio“ gegeben. Daß dies ein Irrthum war, konnte man leicht zeigen: das Zeugniß der alten Schriftsteller, die Stempel auf den Backsteinen bewiesen, daß hier Hadrian's Villa stand. Dieses Landhaus, das den Zeitgenossen als ein Wunder galt, die Lieblingsschöpfung eines kunstfreundlichen Kaisers, ist, wie es scheint, von seinen Nachfolgern nicht viel bewohnt worden. Die Geschichte wenigstens weiß nichts davon, und ebenso hat sich auch in den Ruinen selbst fast nichts gefunden, das sich einer andern Zeit zuschreiben ließe. Die Anlage hat also das ziemlich seltene Glück gehabt, daß sie keine zu großen Veränderungen erfuhr und so, den besonderen Stempel des Fürsten, der sie schuf, und der Zeit, der sie ihre Entstehung verdankt, an der Stirn, die Jahrhunderte überdauerte. Die Fülle der in ihrem Schutte gefundenen Reichthümer aller Art hat zu der Annahme geführt, daß sie während der ganzen Dauer der Kaiserherrschaft nicht geplündert worden ist. Unzweifelhaft aber hat sie viel gelitten, als Totila die Umgebungen von Tibur verwüstete, die Stadt erstürmte und die Einwohner niedermetzeln ließ. Von nun an begann für sie der Verfall: die großen Säle stürzten zusammen, über die Baumalleen ging der Pflug und aus den Gärten wurden Getreidefelder. Gleichwohl waren noch im funfzehnten Jahrhundert bedeutende Reste von ihr übrig. Der berühmte Papst Pius II. besuchte sie und spricht mit Bewunderung von den Tempelgewölben, den Säulen in den Peristylen, den Portiken, den Weihern, die er dort noch zu sehen bekam. „Das Alter“, so klagt er dann, „entstellt Alles. Längs dieser Mauern, die einst Gemälde und goldgewirkte Stoffe bedeckten, kriecht heut

der Epheu empor; Brombeerstauden und Dornen wuchern, wo purpurbekleidete Tribunen ihren Sitz hatten, und Schlangen wohnen in den Gemächern der Fürstinnen. Das ist das Loos des Sterblichen!" Selbst diese Ruinen waren zum Untergang bestimmt. Für die Villa Hadrian's, wie für andere antike Baudenkmäler, war die Renaissance verhängnißvoller als die Barbaren: während des Mittelalters hatte man sie verfallen lassen; seit dem sechzehnten Jahrhundert aber zerstörte man sie systematisch. Wie gewöhnlich, machte man Ausgrabungen, um nach den Statuen, Mosaiken, Malereien zu suchen, die dort noch vorhanden sein mochten, und bei diesen Nachforschungen stürzten die Mauern, die etwa noch aufrecht standen, vollends zusammen. Die Villa Hadrian's erwies sich zu ihrem Unglück als viel reicher an Kunstschätzen jeder Art als alle andern römischen Ruinen; so war sie drei Jahrhunderte hindurch eine Art unerschöpfliches Bergwerk, welches alle Museen der Welt mit Meisterwerken beschenkt hat. Von dort kamen u. A. der Faun in Rosso antico, die Centauren aus grauem Marmor und der Harpokrates im Capitol, die Musen uud die Flora im Vatican, das Antinous-Relief der Villa Albani und das bewundernswerthe, von der modernen Kunst so unzählig oft nachgeahmte Taubenmosaik. Daß ein Bauwerk, welches so viele herrliche Schätze hergab, noch viel gewissenhafter verwüstet wurde, als alle übrigen, ist begreiflich. Bis auf unsere Tage hat die Plünderung gedauert: noch vor kurzer Zeit hatte die Familie Braschi, der ein Theil des Bodens gehörte, das Recht der Ausbeutung der Ruinen an eine Gesellschaft verkauft: man kann sich denken, wie diese, die so schnell als möglich wieder zu ihrem Gelde kommen wollte, hier vorging. Glücklicherweise hat die italienische Regierung durch Ankauf der Villa Braschi diesem Skandal ein Ende gemacht.

So, wie die Villa Hadrian's nach allen diesen Verwüstungen heut aussieht, ist sie für die meisten Besucher ein Räthsel, und nur sehr schwer würden wir uns unter den malerischen Ruinenhaufen zurechtfinden, wenn nicht Archaeologen und Architekten uns zu Hülfe kämen. Seit langer Zeit bemüht sich die Archaeologie, die Bestimmung dieser Marmorblöcke, dieser Grundmauern aus Backsteinen aufzufinden und uns einen mehr oder weniger genauen Plan der kaiserlichen Wohnung zu geben. Der Erste, der sich mit einigem Erfolge damit beschäftigte, war ein neapolitanischer Architekt des funfzehnten Jahrhunderts, der berühmte Pirro Ligorio, derselbe, der sich durch Erfindung ganzer Bände von falschen Inschriften bei den Epigraphikern so berüchtigt gemacht hat. Dieser große Fälscher war zweifellos ein bedeutendes Talent: in seinen Arbeiten über die Villa Hadrian's bewies er viel Scharfsinn, und seine Aufstellungen sind von den Gelehrten, die auf ihn folgten, größtentheils gutgeheißen worden. Piranesi und Canina haben fast nur seine Ansichten weiter ausgeführt und seine Irrthümer übertrieben. Dann kam Nibby und begnügte sich damit, von den vor ihm ausgesprochenen Ansichten die wahrscheinlichsten zu wählen und dieselben mit seiner Kenntniß der Texte und mit seiner großen antiquarischen Erfahrung zu stützen. So konnte die interessante Schrift, die er i. J. 1827 unter dem Titel „Descrizione della villa Adriana" veröffentlichte, für das letzte Wort der Wissenschaft gelten, als Daumet, ein tüchtiger und geschmackvoller Architekt der französischen Akademie zu Rom, die Sache von Neuem aufnahm. Daumet war bemüht, seiner Arbeit auch dadurch größere Zuverlässigkeit zu sichern, daß er ihren Umfang beschränkte; er beschäftigte sich nur mit einem Theile der Villa, dem sogenannten „Kaiserpalast." Dieser Theil giebt zwar viele Räthsel auf, dafür sind aber auch hier die merkwürdigsten Reste erhalten.

Daumet studirte sorgfältig die geringsten Trümmer, machte Ausgrabungen, wo es ihm nur gestattet wurde, suchte sich von den kleinsten Steinschichten Rechenschaft zu geben und wies allen ornamentalen Bruchstücken aus Marmor oder Mosaik, die er finden konnte, ihren Platz an. Das Ergebniß aller dieser Studien war der Versuch einer Restaurirung der Villa Hadrian's, der für eine der besten und vollständigsten Arbeiten der französischen Schule in Rom gilt. Die — leider nur sehr ungenügenden und oft unterbrochenen — Ausgrabungen seit 1870 haben Daumet's Ansichten zum Theil bestätigt, zum Theil aber auch widerlegt. Noch ist die Aufgabe weit entfernt, gelöst zu sein; das Werk ist noch lange nicht abgeschlossen und es wird noch viel Zeit und Mühe kosten, bis es ganz vollendet ist und bis diese Ruinen endlich einmal völlig freigelegt sind. Inzwischen aber ist der Versuch vielleicht nützlich, uns ein allgemeines Bild zu machen von dem, was die seit drei Jahrhunderten durch verdienstvolle Architekten oder Archaelogen ausgeführten Arbeiten uns über diese große Merkwürdigkeit des Alterthums gelehrt haben.

1.

Den besonderen Charakter der Villa Hadrian's macht der Umstand aus, daß sie die höchstpersönliche Conception und Schöpfung eines Mannes ist, der als eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten seiner Zeit unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Ganz bestimmten Umständen seines Lebens verdankt sie ihre Entstehung und überall trägt sie den Stempel seines Geistes. Sie zu verstehen, können wir nur dann hoffen, wenn wir zuvor ihren Erbauer kennen. Wir müssen also den Künstler vor dem Werke studiren und versuchen, uns klar zu machen, weß Geistes Kind er war und wie er auf den Gedanken kam,

dies Landhaus, den Gegenstand der Bewunderung seiner Zeitgenossen, anzulegen.

Der Kaiser Hadrian stammte aus einer seit langer Zeit in Spanien ansässigen italienischen Familie. Seine Geburt schien ihn nicht zur Herrschaft zu bestimmen: er war ein entfernter Anverwandter Trajan's, der ihn nach langem Zögern endlich auf seinem Todtenbette adoptirte. Dem römischen Reiche wurde das eigenthümliche Glück zu Theil, daß Nerva und seine drei Nachfolger keinen männlichen Erben hinterließen nnd gezwungen waren, einen solchen durch Adoption zu ernennen. In den Monarchieen gilt eine solche Aufhebung der Erbfolge in der Regel für das größte der Uebel, und es ist heutzutage ein ziemlich allgemein anerkannter Grundsatz, daß es für die Sicherheit der Staaten gut sei, wenn der Sohn auf den Vater folgt. Ganz anders dachten die Römer hierüber: noch unter den Kaisern bewahrten sie einen Rest republikanischer Gesinnung, welche sie der erblichen Monarchie wenig geneigt machte. Durch die Erfahrungen, die sie mit derselben unter den Juliern und Flaviern gemacht, waren sie nicht mit ihr ausgesöhnt worden. Nach dem Sturze Domitian's erklärten viele, sie wollten nicht „das Erbtheil einer einzigen Familie" sein. Es schien ihnen besser, daß der Herrscher seinen Nachfolger wählte, als daß er ihn aus den Händen der Natur empfing. „Aus fürstlichem Blut entsprossen sein," sagt Galba bei Tacitus, „ist ein Glück des Zufalls, vor welchem alle Prüfung aufhört. Wer aber einen adoptirt, der ist Herr seines Urtheils und seines Thuns; will er den Würdigsten wählen, — die öffentliche Stimme zeigt ihn ihm."[1]) Sicher ist, daß die Adoption der Welt damals vier große Herrscher nacheinander gegeben hat und daß Rom glücklich war bis zu dem Tage da Marc Aurel unglücklicherweise einen Sohn bekam, dem er das Reich hinterließ.

Unbedenklich haben wir Hadrian unter die großen Kaiser, neben Trajan und Marc Aurel gestellt; die Geschichtschreiber freilich sind nicht alle der gleichen Ansicht. Sein Ruf ist nicht wie der anderer Männer, über die eine vollkommene Uebereinstimmung herrscht; vielmehr wird er sehr verschieden beurtheilt. Diese Meinungsverschiedenheiten reichen sehr weit, nämlich bis in die Epoche des Hadrian selbst zurück; wahrscheinlich konnten sich seine Zeitgenossen nicht besser über ihn verständigen als wir. Ganz sonderbar ist die Art, wie Dio und Spartian, die Chronikschreiber, die sein Leben erzählt haben, von ihm sprechen; sie sagen ihm nämlich gleichzeitig viel Gutes und viel Böses nach, sodaß wir in ihren Schriften leicht Stoff genug finden können sowohl zum Angriff als auch zur Vertheidigung. Hadrian war eben ein sehr complicirter Charakter, ein varius, multiplex, multiformis, wie sein Geschichtschreiber sagt, milde und streng je nach Umständen, abwechselnd sparsam und verschwenderisch, heiter oder ernst, bald ein gutmüthiger Freund, bald wieder ein grausamer Spötter. Sein Leben war voll von Gegensätzen, die man sich nicht erklären konnte. Obgleich ein vortrefflicher Feldherr, verabscheute er doch den Krieg und hat ihn immer vermieden; lebenslang hat er seine Legionen geübt, um sie dann doch niemals gegen den Feind zu führen. Dieser Gelehrte, dieser Künstler, dieser empfindliche Schöngeist gab sich nöthigenfalls ohne Zögern mit den kleinsten Einzelheiten des Gemeinwesens ab; dieser Weichling, der gelegentlich auf ein neues Zahnpulver zierliche Verschen dichtete, war der energischsten Entschlüsse fähig. Er, der sich prachtvolle Paläste erbaut hatte, in denen alle Reize des Luxus, alle Errungenschaften des raffinirtesten Wohllebens vereinigt waren, lebte gern in seinem Lagerzelte, begnügte sich mit Speck und Käse gleich den gemeinen Soldaten, trank Essig mit Wasser und marschirte barhäuptig

an der Spitze seiner Truppen, mitten im Schnee Britanniens und unter der Sonne Aegyptens. Es ist begreiflich, daß die Biographen, die nicht eben durch Scharfsinn hervorragten, in solchen Contrasten sich nicht mehr zurechtfanden, daß sie angesichts eines Fürsten, in welchem die Widersprüche sich zu vereinigen schienen, in ihrem Urtheil schwankten, ohne sich zwischen entgegengesetzten Meinungen zu entscheiden, und es nicht verstanden, sich selbst von dem Manne ein klares Bild zu machen und uns ein solches zu geben.

Am deutlichsten geht aus ihren Erzählungen das Eine hervor, daß in Hadrian's Brust „zwei Seelen" wohnten, die sich nicht immer gut mit einander vertrugen: der Mensch und der Kaiser. Der Kaiser verdient nur Lob und kann unter die größten und besten Herrscher gezählt werden; der Mensch dagegen war oft unangenehm und kleinlich. Die Zeitgenossen, die ihm allzu nahe standen und deshalb nicht immer gut unterschieden, haben durch ungerechte Urtheile manchmal den Fürsten für die Launen und Schwächen des Menschen büßen lassen.

Sie hatten ganz gewiß Unrecht und all ihr Fraubasengeschwätz kann uns den Glauben an Hadrian's Herrschergröße nicht nehmen. Ganz augenfällig und unbestreitbar sind die Dienste aller Art, die Hadrian dem Reiche erwiesen hat. Er hat zunächst seinen Staaten die äußere Sicherheit geschenkt; zur Aufrechthaltung der Disciplin in den Heeren hat er so weise Vorschriften erlassen, daß sich später nie mehr das Bedürfniß herausstellte, daran etwas zu ändern, — sie blieben in Kraft, so lange Rom's Weltherrschaft selbst dauerte. Er hat des Reiches Grenzmarken dadurch, daß er größere Truppenmassen dorthin legte und sie mit furchtbaren Verschanzungen versah, besser befestigt und hat auf diese Weise den Barbaren, deren Macht von Tag zu Tage bedrohlicher wurde, das Thor

verschlossen. Hinter diesem Gürtel von Mauern, festen Plätzen, tiefen Gräben und verschanzten Lagern, die sich längs der ungeheuren Grenzen geschickt vertheilten, konnte das Reich in Frieden athmen. Im Inneren wurde die Ruhe mit starker Hand aufrechterhalten, die Mißbräuche wurden abgeschafft, die Strenge der Gesetzgebung gemildert, den öffentlichen Arbeiten überall ein großer Aufschwung gegeben. Bei so kräftiger Anregung und dank dem Frieden, dessen die Welt sich erfreute, konnten die Städte daran denken, sich durch großartige Bauwerke, die noch heut unsere Bewunderung erregen, zu verschönern. Dies Alles läßt sich unmöglich läugnen. Hadrian war unbedingt einer der talentvollsten Organisatoren, die seit Augustus die Welt regiert haben, und trug vielleicht mehr als irgend Jemand sonst zu der unglaublichen Entwickelung der öffentlichen Wohlfahrt bei, die aus dem Jahrhundert der Antonine eine der glücklichsten Epochen der Menschheit gemacht hat. „Wenn man einmal", sagt Duruy, „den Ruhm der Fürsten nach dem Glücke bemessen wird, das sie ihren Völkern gespendet haben, wird Hadrian unter den römischen Kaisern die erste Stelle einnehmen." [2])

Wie kommt es nun, daß ein Mann, der dem Staate so gute Dienste geleistet hat, oft so ungünstig beurtheilt worden ist? Gewöhnlich wird diese Härte der öffentlichen Meinung mit einem Hinweis auf den Groll erklärt, der die großen Familien und den Senat unablässig gegen das kaiserliche Regiment erfüllte; doch ist dies freilich allzu bequem. Auf diese Weise kann man alle Caesaren ohne Unterschied rechtfertigen, und wenn dieser Grund sich allenfalls noch für die Zeit des Tiberius oder des Nero hören läßt, so ist die Berufung auf ihn doch ganz unmöglich, wenn wir bei den Antoninen angekommen sind. Die Kaiserherrschaft war damals allgemein anerkannt. Den alten republikanischen Haß hatte die Zeit gemildert, und jeden-

falls wäre es kaum zu begreifen, weshalb dieser Haß, nachdem er den Trajan respectirt, nun gegen Hadrian neu entbrannt sein sollte. Wenn Hadrian, bei all seinen großen Eigenschaften, es nicht besser verstanden hat, Liebe zu gewinnen, so müssen wir eben annehmen, daß dies sein Fehler war und daß in seiner Persönlichkeit, in seinem Charakter irgend Etwas lag, was ihm die Herzen entfremdete. Dies war's, was Fronto, ein herzlich schwacher Schriftsteller, aber ein ehrlicher Mann und der loyalste der Unterthanen, später dem Marc Aurel auf's Behutsamste zu verstehen gab. „Um Jemand zu lieben", so sagte er zu ihm, „muß man sich vertrauensvoll an ihn wenden können; es muß Einem wohl um's Herz sein mit ihm. Bei Hadrian ist mir's nie so gut geworden. Ich hatte kein Vertrauen zu ihm, und selbst die Hochachtung, die er mir einflößte, schadete der Liebe." [*]) Man sieht, was sich unter diesen höflichen Worten Alles versteckt. Auch Trajan, obgleich sein Verwandter, hat für ihn, wie es scheint, keine große Zuneigung gefühlt. Und doch wissen wir, daß Hadrian, der Alles von ihm erwartete, nichts unterließ, um ihm zu gefallen. Mit allen Mitteln, sogar mit moralisch recht anfechtbaren, suchte er seinen Neigungen zu schmeicheln; er selbst erzählte: da er den Kaiser als tapferen Trinker kannte, habe auch er sich dem Trunk ergeben, um sich so seine Gunst zu erwerben. Er besaß aber auch andere Eigenschaften, auf welche Trajan den höchsten Werth legte. Ein treuer Soldat, ein pünktlicher Offizier, ein talentvoller Organisator, ein Verwaltungsmann von peinlicher Gewissenhaftigkeit, erfüllte er sorgfältig und erfolgreich alle Missionen, die man ihm anvertraute. Dennoch war sein Avancement durchaus kein sehr schnelles. Aus einer im Theater zu Athen gefundenen Inschrift ergiebt sich, daß er die ganze Hierarchie der öffentlichen Würden Schritt für Schritt durchmachen mußte, ohne daß ihm auch nur eine einzige Stufe ge-

schenkt wurde. Seiner anerkannten Tüchtigkeit und aller geleisteten Dienste ungeachtet, wartete Trajan mit seiner Adoptirung bis zum letzten Tage. Ja, es hieß, der Tod habe ihn überrascht, ehe er eine Entscheidung getroffen; die Adoption sei nur eine Komödie gewesen, ersonnen, um die Welt zu täuschen; ein hinter Vorhängen versteckter Betrüger habe statt des verscheidenden Kaisers mit matter Stimme ein paar Worte gemurmelt. Was diese Erzählung einigermaßen wahrscheinlich machen konnte, war Trajan's offenba rsehr geringer Eifer, Hadrian als Erben zu acceptiren. Er ernannte ihn nicht blos nicht zu seinen Lebzeiten zum Mitregenten, wie dies Nerva für ihn selbst gethan, — er wollte ihm auch keine einzige jener außerordentlichen und seltenen Ehren erweisen, welche ihn schon im voraus zu seinem Nachfolger designirt hätten. Können wir nicht daraus schließen, daß Trajan, so sehr er auch in ihm den Verwaltungsmann und den Krieger schätzte, doch gegen den Menschen eine Art Widerwillen empfand, dessen er nur schwer Herr werden konnte?

Kaiser geworden, hatte Hadrian viele Freunde; freilich ist das nicht schwer, wenn man der Herr der Welt ist. Er war gegen sie äußerst freigebig: „Niemals" sagt Spartian, „schlug er ihre Bitten ab; oft kam er sogar ihren Wünschen zuvor"; aber gleichzeitig reizte er sie durch seine boshaften Spöttereien und verletzte sie durch seinen Argwohn. Unbeständig und phantastisch wie ein Künstler, leicht einzunehmen selbst gegen seine ergebensten Anhänger, lieh er den Zuträgern sein Ohr, horchte auf das, was man ihm von den Freunden sagte, und ließ dieselben nöthigenfalls durch Spione beobachten. Er hatte seine geheime Polizei, die bis in den Schooß der Familien eindrang und ihm hinterbrachte, was sie gehört hatte. Keine Freundschaft hält auf die Dauer Stich gegen solches Mißtrauen. Spartian bemerkt, daß diejenigen, die er am meisten geliebt und mit den höchsten

Ehren überhäuft hatte, ihm zuletzt sämmtlich verhaßt wurden. Mehrere wurden aus Rom ausgewiesen; einige verloren ihr Vermögen, manche sogar das Leben. Ich glaube nicht, daß Hadrian von Natur grausam war; hat er doch manch schönes Beispiel der Milde und Gnade gegeben. Aber es war, als müßte diese souveräne Gewalt ohne bestimmten Charakter, ohne feste Grenze, auch die besten Köpfe verwirren. Wenige Fürsten haben es verstanden, diesem Rausch der Machtvollkommenheit, diesem zugleich durch Stolz und durch Furcht erzeugten Schwindel, der alle schlechten Instincte entflammte und die Seelen verdarb, völlig zu entgehen. Der gute Marc Aurel sagte eines Tages erschrocken zu sich selbst: „Werde nicht allzu sehr Caesar!" Hadrian, so müssen wir annehmen, ist es manchmal wider seinen Willen geworden. Im Beginn seiner Regierung, als er sich noch nicht recht sicher fühlte, ließ er mehrere Vornehme als Hochverräther umbringen; von Neuem vergoß er Blut am Ende seines Lebens, und diesmal befand sich unter den Opfern sein Schwager, ein Greis von neunzig Jahren, und sein noch nicht zwanzigjähriger Neffe. Es ist glaublich, daß beide schuldig waren und daß der Kaiser solche Strenge für nothwendig hielt; indessen war die öffentliche Meinung entrüstet darüber. Man erinnerte sich, daß Trajan, welchem der Senat feierlich das Prädicat „trefflichster Herrscher" (optimus princeps) zuerkannte, niemals derartigen traurigen Nothwendigkeiten sich zu unterziehen gehabt hatte, und fand, daß sich Hadrian allzu schnell darein fügte. Diese Todesstrafen, die ein sterbender Herrscher verhängte, um so eine letzte Rachgier zu befriedigen, empörten alle Verständigen. „Er starb", sagt Spartian, „von Allen verabscheut."

Die Feinde sentimentaler Politik werden nun behaupten, daß man ihn mit Unrecht verwünschte. Diese Familienzwistigkeiten, so meinen sie, gehen doch schließlich die Welt nichts an; man

darf ihnen deshalb auch nicht zu viel Wichtigkeit beilegen. Was kann den unbekannten Bürgern, aus denen die große Mehrheit der Bevölkerung besteht, daran gelegen sein, daß der Fürst von unangenehmer Gemüthsart ist und über seine Umgebung viele Leiden verhängt? Wenn er seinen Staat gut regiert, wenn er ihn vor äußeren Feinden schützt, wenn er ihm im Inneren Frieden giebt, muß man dann nicht bei seinen Launen ein Auge zudrücken und ihm gestatten, sich von Freunden, die ihn langweilen, von Verwandten, die ihm hinderlich sind, zu befreien wie er will und kann? Was schadet das seinem Volke? — Freilich, das ist gewiß: wenn die Unterthanen nur der Vernunft folgten, so würden sie ihren Herrscher nach dem Guten, das er Allen thut, und nicht nach den Härten, von denen nur Einzelne berührt werden, beurtheilen, und derjenige Herrscher müßte ihnen der Liebe am meisten würdig scheinen, der die große Mehrzahl beglückt. Aber nicht Vernunft bestimmt die Liebe, und bei der Zuneigung sprechen noch andere Elemente mit außer dem persönlichen Vortheil. So sind auch Fürsten nichts Seltenes, unter deren Herrschaft zu leben vortheilhaft ist und denen es doch nicht gelingt, die Herzen zu gewinnen. Zu ihnen gehörte Hadrian. Selbst in der Entfernung, die uns heut von ihm trennt, können wir uns der Gefühle, die er seinen Zeitgenossen einflößte, nicht völlig erwehren; es kostet uns einige Selbstüberwindung, ihn nach Verdienst zu würdigen, und mag uns auch sein Bewunderer, der französische Geschichtschreiber Duruy, noch so klar beweisen, daß er sich um die Welt viel verdienter gemacht hat als Trajan oder Marc Aurel, immer wird es uns schwer werden, seine Zeitgenossen zu tadeln, die den Marc Aurel und Trajan mehr geliebt haben als ihn.

Zu diesen allgemeinen Gründen, welche die Römer haben mochten, ihn nicht zu lieben, kamen nun noch andere, besondere

und mehr persönliche. Vielleicht war an ihrer Strenge auch ein klein wenig der Groll gegen einen Fürsten schuld, der sich ein Vergnügen daraus machte, ihren Vorurtheilen zu trotzen, und der sie ganz offen ihren ewigen Feinden opferte. Der Einfluß Griechenlands war damals in Rom stärker als je zuvor. Er ergriff die Gesellschaft gleichzeitig an den beiden äußersten Enden: die Reichen, die Vornehmen, die „feine Welt" bezwang er schon durch die Erziehung, durch den unwiderstehlichen Reiz von Kunst und Wissenschaft. In den herrlichen Palästen auf dem Esquilin, in den prächtigen Landhäusern von Tusculum und Tibur, wo man die Nachbildungen der Meisterwerke des Praxiteles und des Lysippos vor Augen hatte, wo man mit so großem Genuß Menander und Anakreon las, waren die „Römer" zu mehr als nur halben Griechen geworden. Ganz und gar Griechen dagegen waren die Bewohner der Volksquartiere; dorthin führte eine ununterbrochene Auswanderung aus allen Ländern des Orients die Leute, die daheim nicht genug zum Leben hatten und ihr Glück machen wollten, — eine wahre Ueberschwemmung, die seit mehreren Jahrhunderten nicht nachließ. Was würde der alte Cato gesagt haben, hätte er gesehen, wie Griechenland und der Orient so auf dem Aventin sich niederließen, wie die von ihm verachtete Rasse beinahe schon zur Herrin von Rom geworden war? Es war eine Schande und eine Gefahr, welche die alten Römer beunruhigte: natürlich waren sie der Meinung, daß ein Kaiser die Pflicht habe, diese Gefahr zu bekämpfen[4]).

Hadrian dagegen trat auf die Seite der Griechen. Seit seiner Jugend verschlang er ihre großen Schriftsteller; mit solcher Vorliebe bediente er sich ihrer Sprache, daß jede andere ihm schwer wurde. Als er einmal in seiner Eigenschaft als Quaestor eine Botschaft des Trajan zu verlesen hatte, moquirte

sich der Senat über ihn, so schlecht sprach er das Lateinische aus. Er begnügte sich nicht damit, die griechische Kunst zu bewundern, er wollte selbst Künstler sein, und dies auf allen Gebieten: er wurde Musiker, Bildhauer, Maler, Baumeister, Alles zugleich; er wollte für einen trefflichen Sänger gelten, war ein anmuthiger Tänzer, verstand Geometrie, Astrologie und von der Medicin genug, um eine Augensalbe und ein Gegengift zu erfinden. Die Griechen hatten für einen Fürsten, der in so vielen verschiedenen Fächern glänzte, garnicht genug Lobeshyperbeln und erhoben ihn in den Himmel; die Römer dagegen waren geneigt, sich über ihn lustig zu machen. Die Vernünftigsten meinten, daß Bildhauen- und Malenkönnen zwar gewiß kein Verbrechen, aber doch auch kein besonderer Vorzug ist, wenn man die Welt zu regieren hat. Es schien ihnen, daß dieses große Geschäft keine Theilung zuläßt und die ganze Thätigkeit eines Herrschers für sich fordert. Auch erinnerten sie sich, daß diejenigen Kaiser, welche die Griechen zu sehr geliebt und ihren Ruhm darein gesetzt hatten, ihre Gebräuche nachzuahmen und ihr Lob zu gewinnen, z. B. Nero und Domitian, gerade die schlimmsten Tyrannen gewesen waren, und diese Erinnerungen waren nicht dazu angethan, sie für Hadrian's Neigungen nachsichtiger zu stimmen.

Was sie noch mehr reizte, war die Beobachtung, wie Griechenland auch für die politischen Angelegenheiten Roms immer größere Bedeutung gewann. Lange Zeit hatte sich Griechenland mit dem geistigen Regiment begnügt und Rom mit Grammatikern und Künstlern versehen; seit Hadrian reißt es offen an sich, was ihm bis dahin versagt schien und was das siegreiche Volk allein sich selbst vorbehalten hatte: es schleicht sich in die Heere ein, nimmt Platz im Senat, verwaltet die Provinzen. Unter den Feldherren jener Zeit finden wir

einen Arrian und einen Xenophon. Natürlich fühlten sich die Griechen dadurch sehr geschmeichelt. Ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen und fand, wie dies bei Griechen oft der Fall war, einen niedrigen und servilen Ausdruck. In ihren wichtigsten Städten erhoben sich grossartige Tempel zu Ehren „des neuen Jupiter, des olympischen Gottes", und sein unwürdiger Liebling, der schöne Antinous, gleichfalls ein Grieche, empfing überall nach seinem Tode die ausschweifendsten Ehren; dass aber alle noch lebenden echten Römer darüber empört waren, ist ebenso natürlich. Vielleicht wendet man ein, dass sie dazu nicht berechtigt waren, dass Hadrian's Verhalten nichts Ueberraschendes hatte, nichts, was den Institutionen und dem Princip des Kaiserreichs entgegen gewesen wäre. Nachdem dieses — so meint man — die Provinzen zur Theilnahme an der höchsten Gewalt aufgerufen, habe doch auch an Griechenland und den Orient einmal die Reihe kommen müssen und es sei durchaus nicht verwunderlich, wenn unter Kaisern aus Spanien Generäle oder Proconsuln aus Griechenland standen. Indessen ist hier ein Unterschied zu machen. Während nämlich die Provinzialen des Westens, denen Rom den Eintritt in seine Armeen gestattete und die es zu den Staatsämtern zuliess, Sprache und Sitten ihres neuen Vaterlandes annahmen, seinen Geist und seine alten Grundsätze sich zu eigen machten, kurz: frei und offen Römer wurden, blieben die Griechen was sie waren: Griechen. Diesem geschmeidigen und widerstandskräftigen Volke, welches die römische Herrschaft ohne Schädigung seines eigenthümlichen Wesens über sich ergehen liess und überlebte, hat man niemals beikommen können. Noch in seiner Niedrigkeit bewahrte es seinen Stolz; es schmeichelte den Barbaren und verachtete sie. So wurde es ihm denn auch nicht schwer, sich

gegen die Nachahmung ihrer Gebräuche und gegen die Vermischung mit ihnen zu wehren. Schwerlich ist je ein Grieche ganz Römer geworden; dagegen wurden zahlreiche Römer völlig zu Griechen. Wir sehen, wie zu Hadrian's Zeit der in Arles geborene Gallier Favorinus und der Italiener Aelian aus Praeneste ihre Muttersprache aufgeben und mit der griechischen vertauschen. Daß diese Invasion eines fremden Geistes die ernsten Römer schmerzte, kann nicht überraschen. Wohl hatten sie recht zu glauben, daß Rom dabei Alles zu verlieren hatte. Die verschiedenen Völker, die sich der großen römischen Einheit anschlossen, brachten ihre nationalen Vorzüge als Mitgift dar; die Griechen dagegen theilten ihr nur ihre Fehler mit. Indem also Hadrian das Hereinbrechen dieses neuen Geistes begünstigte, machte er sich mindestens des Mangels an Voraussicht schuldig; ohne es zu wissen, arbeitete er daran, die Zeit des „späten" Kaiserreichs schneller heraufzuführen.

So war in seiner eigenthümlichen Mischung von Vorzügen und Fehlern dieser halb römische, halb griechische Kaiser — der Bauherr, ja vielleicht sogar der Baumeister der Villa von Tibur. Wir haben nun noch zu fragen, was ihn zu diesem Unternehmen veranlaßte. Die Geschichtschreiber berichten, daß ihm zum Bau seines Landhauses, hauptsächlich wenigstens, seine Reisen die Anregung gaben: ihr Andenken habe er verewigen wollen. Bekannt ist ja, daß Hadrian sehr wenig in der Hauptstadt wohnte und während seiner ganzen Regierung fast unaufhörlich sein weites Reich durchzog. Nichts hatte so großen Eindruck auf die Welt gemacht, wie dieses thätige Leben und diese endlosen Reisen. In der Erinnerung der Bevölkerungen, die ihn so häufig bei sich durchkommen sahen, lebte er fort als ein unermüdlicher Reisender, der rastlos von einem Ende des Erdballs zum andern eilte. „Niemals", sagt sein

Biograph, „hat es einen Herrscher gegeben, der mit so großer Schnelligkeit so viele verschiedene Länder besucht hat“.

Nicht als ob das Reisen damals so selten gewesen wäre, als man gewöhnlich annimmt. Wechsel des Aufenthalts war im Alterthum wohl kaum minder beliebt als heutzutage; war doch sogar dieses Bedürfniß, sich zu rühren und sich in der Welt zu tummeln, das den Menschen keine Ruhe läßt, dem Seneca so auffällig, daß er dafür eine philosophische Erklärung versuchte. Seinen Ursprung führt er auf jenen göttlichen Theil zurück, der in uns ist und der uns von den Gestirnen und vom Himmel kommt: „es ist“, sagt er, „die Natur der himmlischen Dinge, daß sie beständig in Bewegung sind“.[5]) Seitdem die Kaiserherrschaft der Welt den Frieden gegeben, waren die Reisen mit der vermehrten Sicherheit auch häufiger geworden. Die schmalen, mit mächtigen Basaltplatten solide gepflasterten Heerstraßen, die von Rom nach den Enden der Welt ausgingen, waren von Wagen, Reitern und Fußgängern unaufhörlich belebt. Da sah man Leute jeden Ranges passiren: vom einfachen Reisenden, der, wie Horaz, nur ein armes Maulthier mit kurzem Schwanz und schwerfälligem Gange ritt, bis hinauf zu jenen vornehmen Herren, die in ihren üppigen Sänften, darin man lesen, schreiben, schlafen oder Würfel spielen konnte, ausgestreckt lagen, — libysche Läufer vor sich, hinter sich eine ganze Schaar von Sklaven und Clienten. All diesen Leuten boten sich weit mehr Reisebequemlichkeiten, als wir zu glauben geneigt sind. Die kaiserliche Post war längst in Thätigkeit: sie stellte den mit einem kaiserlichen Paß versehenen Reisenden Wagen und Pferde, die in der Stunde gegen 8 Kilometer zurücklegten.[6]) Diese Pässe blieben allerdings ausschließlich den Beamten oder Staatskurieren vorbehalten. Es ist recht auffallend, daß dieses praktische Volk, mit seiner raschen Auffassung für alles Nützliche in der Welt, nicht auf den Gedanken kam,

auch Privatpersonen die Mitbenutzung der offiziellen Post gegen Entgelt zu gestatten, was doch sicher den Verkehr beschleunigt und zur engeren Verbindung der verschiedenen Theile des Reiches untereinander wesentlich beigetragen haben würde; wahrscheinlich aber legte die Staatsgewalt auf ihr Privileg Gewicht und ließ sich durch die Besorgniß, ihre Praerogative zu mindern, von weiteren Zugeständnissen zurückhalten. In Ermangelung der Post lieferten Private denen, die es wünschten, ziemlich bequeme Reisegelegenheiten. An den Thoren der Städte, bei den Wirthshäusern, die, gerade wie heute, als Aushängeschild einen Hahn, einen Adler oder einen Kranich zeigten und die Passanten durch allerlei einladende Versprechungen anzuziehen suchten, konnte man leicht Miethwagen jeder Art finden und sich auch mit einem Pferde oder Maulthier versehen, — man wandte sich deswegen an Vereine (collegia jumentariorum), welche jederzeit dem Publikum das Nöthige zur Verfügung stellten. Mit diesen Pferden und Wagen konnte man nöthigenfalls recht schnell reisen. Sueton berichtet, daß Caesar auf solche Weise täglich bis 100 Milien (150 Kilometer) zurücklegte. Gewöhnlich aber hatte man es nicht so eilig: dann machte man kleine Tagereisen, hielt sich da, wo es gut war, auf, rastete, wenn man müde war, und sah sich in aller Gemächlichkeit die schöne Natur an. Noch vor kurzer Zeit reisten die Touristen in Italien gerade auf dieselbe Weise; manche Leute sind noch heut der Meinung, daß es keine angenehmere giebt, und bedauern schmerzlich, daß es anders geworden ist.

An Veranlassungen zum Reisen hat es im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit nicht gefehlt. Manche von den Reisenden, welche man auf den großen Straßen traf, waren Beamte, die zur Verwaltung der fernen Provinzen abgingen. Rom hatte die Welt erobert; es galt nun, sie zu regieren. Ueberallhin

sandte es seine Proconsuln und Propraetoren, die ihre Offiziere, Quaestoren, Secretäre, Lictoren, ihre Freigelassenen und Sklaven mit sich führten, — ein gewaltiges Gefolge, das oft hinauszog, um auf Kosten der Provinzialen zu leben. Nach dem römischen Gouverneur, manchmal schon vor ihm, reisten die Pächter der öffentlichen Steuern mit ihren Schreibern und ihrem sonstigen Anhange ab, dann jene Großhändler, die sich auf die Ausbeutung der besiegten Länder trefflich verstanden. Da waren ferner zahlreiche Studirende, die sich auf der Reise zu berühmten Lehrern befanden, nach Städten, wo die Wissenschaften blühten; Kranke, welche berühmte Aerzte, Schwefelquellen oder ein gesunderes Klima aufsuchten; fromme Pilger, die nach einander zu allen bedeutenden Heiligthümern wallfahrteten und den berühmten Orakeln stets eine Frage vorzulegen hatten; dann Leute, die es daheim zu nichts gebracht hatten und draußen ihr Glück machen wollten: „alle Elenden", sagte Seneca, „die ihre Schönheit oder ihre Talente vortheilhaft zu verwerthen hoffen, strömen nach den großen Städten, wo die Tugenden und die Laster theurer bezahlt werden als anderswo". Nächst den Reisenden aus Berufspflicht oder Noth kommen die Vergnügungsreisenden. Sehr früh fand man Geschmack daran, die Länder kennen zu lernen, die noch schöne Monumente bargen oder große Erinnerungen weckten. Griechenland zunächst zog alle Gelehrten an; von dort gingen sie weiter nach dem Orient. Caesar versäumte nach Pharsalus nicht, „die Gefilde zu schauen, wo Troja war." Germanicus durchzog Asien und Aegypten, dessen Wunder er sich erklären, dessen Hieroglyphen er sich von den Priestern deuten ließ. Gewiß gab es unter diesen aufrichtigen Bewunderern der Vergangenheit, unter den ehrfurchtsvollen Besuchern ihrer Reste, auch manche Leute, die da reisten weil es Mode war oder weil es gut aussah oder

weil es — ihre Freunde auch so machten. Andere wieder unternahmen ihre Weltfahrten nur um nicht zu Hause zu bleiben. Hohe und verfeinerte Cultur, die dem Menschen dadurch, daß sie ihn an die Befriedigung aller seiner Wünsche gewöhnt, tausend Bedürfnisse schafft und unaufhörlich die Seele überreizt, ohne ihr rechtes Genüge zu thun, führt häufig einen widrigen Genossen mit, die Langeweile, die, wie Lucrez sagt, „aus derselben Quelle fließt wie die Genüsse" und hinreicht das Leben unerträglich zu machen. Stets glauben die Menschen, das beste Mittel, ihr zu entgehen, sei Wechsel des Aufenthaltes, und so beeilen sie sich, Haus und Vaterland zu verlassen Umsonst predigten die alten Philosophen, daß wir uns au. diese Weise nicht von unseren Sorgen befreien, daß sie uns getreulich auf allen unseren Ausflügen folgen, sich mit uns auf's Roß schwingen und „hinter uns aufsitzen;" die Philosophen besserten Niemand, und nach wie vor suchten im zweiten Jahrhundert, gerade wie heutzutage, blasirte Leute, die sich langweilten, unbekannte Schauspiele, neue Genüsse auf, mit denen sie sich einen Augenblick zerstreuen konnten.

Hadrian hatte, die Welt zu durchziehen, alle diese Gründe auf einmal. Der wichtigste, der beste von allen war aber: er wollte sich persönlich vom Zustande seines Reiches überzeugen. Einem Organisator, wie er einer war, entging es nicht, wie gut es ist, wenn der Herr Alles mit eigenen Augen sieht. Er pflegte sich in den großen Städten, die am Wege lagen, aufzuhalten, ließ sich von der Art, wie sie verwaltet wurden, Rechenschaft geben, studirte eingehend ihre Hülfsquellen und Bedürfnisse, und selten war es, daß nicht die Erbauung von Brücken, Straßen, Wasserleitungen, die er als nothwendig erkannt hatte, seine Durchreise bezeichneten. Er war auch ein großer Freund von Pracht und Aufwand, und so vergaß er,

nachdem er für nützliche Arbeiten gesorgt, niemals diejenigen Bauwerke, deren einziger Zweck es ist, ein großes Land würdig zu schmücken. Er stellte Theater und Basiliken wieder her, restaurirte die alten Tempel und errichtete neue. Verließ er dann die Provinzen, so waren sie stets von Bewunderung und Dankbarkeit für ihn erfüllt. Noch haben wir Münzen, die gelegentlich dieser Kaiserbesuche geschlagen wurden: sie nennen Hadrian den „Wiederhersteller", den „Wohlthäter", den „guten Genius" der Stadtgemeinden, die sein Fuß durchschritt, und erkennen ihm die Apotheose, der er nach seinem Tode nicht entgehen konnte, schon im voraus bei Lebzeiten zu. Kam er an die Grenzen des Reiches, so verdoppelte er natürlich seine Sorgfalt und Wachsamkeit. Nichts wurde vergessen; er sah zu, ob Festungen, Gräben, Schanzen in gutem Zustande waren; er hörte die Offiziere, befragte die Ingenieure, besichtigte die Legionen, ließ sie vor seinen Augen manövriren; war er mit dem Manöver zufrieden, so erließ er an sie einen jener klangvollen Tagesbefehle, von denen wir in den Inschriften der dritten Legion in Lambese ein interessantes Beispiel übrig haben. Aber Hadrian reiste nicht blos, um dem Reiche zu nützen; er dachte auch an sich selbst. Der eifrige Verwaltungsmann war gleichzeitig auch ein Wißbegieriger, ein Gelehrter, ein Freund der Literatur. War die Stadt, nach der er kam, eine von denen, die schöne Denkmäler der Vergangenheit besitzen, so verweilte er dort noch lieber, bewies ihr größeres Wohlwollen, suchte gern nach einer Gelegenheit, wieder dorthin zurückzukehren. Der Aufenthalt in Athen entzückte ihn; nirgends in der Welt fühlte er sich so glücklich: keine Stadt hat er mit mehr Wohlthaten überhäuft, in keiner mehr Monumente errichtet. Keine Stätte großer Erinnerungen vergaß seine Schaulust und Wißbegier. Auch er wallfahrtete nach Troja, stellte dort das Grabmal des

Ajax wieder her und erwies ihm große Ehren. Er ging nach Mantinea, besuchte das Grab, wo Epaminondas ruhte, und verfaßte eine enthusiastische Inschrift für den thebanischen Heros. In Aegypten führte er in der Versammlung der Gelehrten im Museum zu Alexandria den Vorsitz und gefiel sich darin, dieselben durch seine verfänglichen Fragen in Verlegenheit zu setzen. Er besuchte die Pyramiden, die Memnonssäule und wahrscheinlich auch alle andern Wunderwerke aus der Zeit der Pharaonen. Auf diesen Weltfahrten hielt er sich nicht für verpflichtet, die kalte und steife Haltung zu bewahren, welche die alten Römer außerhalb ihrer Heimath zur Schau trugen, um auf diese Weise ernster und würdevoller zu erscheinen und den Fremden mehr zu imponiren. Er redete in der Sprache der Nationen, deren Gast er war, kleidete sich nach Landesart und verschmähte nicht ihre Gebräuche. Unzweifelhaft war er der Meinung, daß man, um ein Land recht zu genießen und um in das Wesen eines Volkes einzudringen, seine Sitten theilen und ebenso leben müsse wie es selbst lebt. In Eleusis wollte er sich einweihen lassen; in Athen präsidirte er den Dionysos-Festen im Costüm eines Archonten. Dies Betragen mußte bei denen, die am alten Brauch festhielten, Anstoß erregen. Einer dieser Unzufriedenen, der Dichter Julius Florus, verfaßte gegen den Herrscher und Reisenden boshafte Verschen, die natürlich von Allen, welche sich nicht entschließen konnten, den Sieben Hügeln den Rücken zu kehren, mit großem Vergnügen gelesen wurden. „Ich möchte", hieß es da, „nicht Caesar sein, zu den Britannen laufen, Scythiens Schneestürme aushalten" u. s. w. Hadrian antwortete darauf im gleichen Tone und im selben Versmaß: „Ich möchte nicht Florus sein, mich in den Kramläden umhertreiben, in den Kneipen faulen, mich dort von den Vettern und guten Freunden aufessen lassen". Er kümmerte sich nicht mehr

um das, was die Leute sagten, und setzte seine Reisen fort. Es kam sogar manchmal vor, daß er wirkliche Neuerungen machte und Schauspiele aufsuchte, die vor ihm vernachlässigt und ganz übersehen wurden. Ein Dichter des ersten Jahrhunderts, von dem wir eine interessante Beschreibung des Aetna haben, ist über die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegen Naturschauspiele sehr erstaunt. Man durcheilt, sagt er, die Länder und fährt über die Meere, um große Städte und schöne Denkmäler zu besuchen; man besichtigt berühmte Gemälde, „eine Venus, deren Haupthaar gleich einem Strome niederzuwallen scheint, oder die Kinder der Medea, wie sie dicht neben ihrer grausamen Mutter spielen, oder die Griechen, die Iphigenien traurig umringen und zum Altare schleppen, indeß ein Schleier das Antlitz ihres Vaters verhüllt"; man bewundert die Bildsäulen, die Myron's und der Andern Ruhm begründet haben, aber die Werke der Natur, „die eine weit größere Künstlerin ist als Jene", würdigt man keines Blickes [7]). Hadrian verdient diesen Vorwurf nicht. Seine Leidenschaft für die Meisterwerke antiker Kunst machte ihn durchaus nicht unempfänglich für die erhabenen Scenen der Natur; zu jener Zeit ist er fast der Einzige, von dem uns berichtet wird, daß er um ihretwillen Reisen unternahm. Er erklomm den Aetna; mir selbst zeigte man oben die Ruinen eines alten Hauses, daß dort der Ueberlieferung zufolge zu seinem Empfange errichtet wurde. In der Nacht bestieg er den Berg Casius in Syrien, um den Sonnenaufgang zu sehen, und war dort Zeuge eines furchtbaren Unwetters. Er liebte also die Natur ebenso sehr, wie er an der Kunst Gefallen fand: diese Bewunderung der Kunst, diese Liebe zur Natur — wir finden sie wieder in der Villa von Tibur.

2.

Das Alter machte allen diesen Weltfahrten ein Ende. Als

Hadrian den Sechzigern nahe war, empfand er das Bedürfniß nach Ruhe. Kinder hatte er nicht; so fing er an, sich einen Nachfolger zu wählen. Er adoptirte zuerst den Lucius Verus, und als dieser vor ihm starb, den wackeren Antoninus. „Als er dann", sagt der Geschichtsschreiber, „sah, daß Alles ruhig war und daß er sich ohne Gefahr von seinen Mühen erholen dürfe, überließ er die Verwaltung von Rom seinem Adoptivsohne und zog sich nach Tibur in sein Landhaus zurück. Dort beschäftigte er sich, wie das die Art der Reichen und Glücklichen ist, nur noch mit Bauten und Festen, Bildsäulen und Gemälden; kurz, er hatte keine andere Sorge mehr, als wie er sein Leben am besten in Freude und Genuß hinbrächte." Aus diesen Worten folgt, daß im Jahre 136, als sich Hadrian entschloß, die Regierungsgeschäfte niederzulegen, die Villa von Tibur bereits existirte. Wann Hadrian den Bau begonnen hatte, ist unbekannt; sicher aber ist, daß er die drei letzten Jahre seines Lebens zu ihrer Verschönerung und Vollendung verwandte und ihr jetzt erst jenen Stempel der Vollkommenheit aufprägte, der aus ihr eine seiner herrlichsten Schöpfungen gemacht hat.

Die Lage der Villa von Tibur ist nicht blos höchst angenehm, sondern auch — und das war damals der Hauptvorzug eines Landhauses — sehr gesund. Gewiß hatte die Campagna von Rom, bedeckt mit Bäumen und Ernten, erfüllt von reizenden Wohnhäusern, Villen und Gärten, wie sie damals war, noch keine Aehnlichkeit mit der öden Landschaft, zu der sie nach so vielen Jahrhunderten der Vernachlässigung geworden ist: noch war sie keine Wüste und kein Friedhof; aber selbst zur Zeit ihres größten Reichthums und ihres höchsten Bevölkerungsstandes fürchtete man dort schon die schlechte Luft. Den Romulus beglückwünscht Cicero, daß ihm die Gründung einer

„gesunden Stadt in verpesteter Gegend“[8]) gelungen sei. Diese angeblich gesunde Lage Rom's hat bekanntlich nicht verhindert, daß, wie Horaz sich ausdrückt, die Hitze alljährlich die Fieber dahin führte und die Eröffnung der Testamente bewirkte; auf den Feldern in der Umgebung muß es noch viel schlimmer gewesen sein. So kam es denn auch beim Bau eines Landhauses vor Allem auf eine gute Wahl des Platzes an. Hadrian's Villa liegt dicht bei den letzten Ausläufern der Apenninen, am Fuß des Berges, auf dessen Höhe Tibur, das heutige Tivoli, erbaut wurde. Weit offen dem wohlthätigen Wehen des Westwindes, ist sie durch die umgebenden Hügel vor dem Scirocco und dem Pesthauch des Südens geschützt. In nordsüdlicher Richtung ziehen sich zwei kleine parallele Thäler hin; sie schließen eine Ebene ein, die sich terrassenförmig erhebt und eine Art Vorsprung von drei Miglien Länge bildet. In dieser Ebene wurde die Villa erbaut. Das Terrain bot zahlreiche natürliche Unebenheiten, die wir heutzutage sorgsam zu conserviren und als einen Hauptreiz unserer Gärten zu schätzen pflegen. Die Römer dagegen liebten sie nicht, gaben sich vielmehr große Mühe, den Boden, auf welchem ihre Stadt- oder Landhäuser sich erhoben, durch gewaltige Substructionen zu ebnen. Diese Substructionen finden wir auch in der Villa von Tibur, und zwar in großer Zahl. Zwei kleine Bäche, die von den Bergen der Sabina herabkommen, fließen durch die beiden Thäler und vereinigen sich nahe dem Eingang der Villa, um sich dann zusammen in den Anio zu ergießen. Wie fast alle Flüßchen des südlichen Italiens, sind sie während des Sommers beinahe trocken, d. h. gerade in der Jahreszeit, wo ein reichlicher Wasserstand das größte Bedürfniß ist. Diesem Mangel wurde durch Aquaeducte abgeholfen, deren Reste man wiedergefunden hat; sie leiteten frisches und gesundes Bergwasser in Fülle sowohl in das

ausgetrocknete Bett der Bäche als in die Gemächer des Palastes.

Was uns bei der Besichtigung der Villa Hadrian's zunächst auffällt, ist ihre ungeheure Ausdehnung. Nach Nibby bedeckte sie eine Fläche von sieben römischen Quadratmiglien. Die von der italienischen Regierung angekaufte und von den Fremden allein besuchte Villa Braschi umfaßt nicht Hadrian's gesammte Anlage. Wagt man sich in südlicher Richtung weiter durch die Dornenhecken, trotzt man den Hunden und Wächtern und steigt über die Einfriedigung, so trifft man auf andere Säle, die vielleicht größer und schöner sind als Alles, was die Fremden zu sehen bekommen. Um diese so weit von einander entfernten, den verschiedenen Quartieren einer Stadt ähnlichen Gebäudegruppen zu verbinden, hatte man unterirdische Gänge (Cryptoporticus) angelegt, welche dem Herrscher erlaubten, ohne Furcht vor der Hitze oder vor Zudringlichen vom einen Ende seines Palastes zum andern zu gehen. Bei allen diesen Bauten wurde mit Marmor ein so verschwenderischer Aufwand getrieben, daß noch heut der Boden damit bedeckt ist; allmählich hat ihn die Zeit zerbröckelt und zerrieben: so bildet er eine Art Staub, der in der Sonne leuchtet und durch sein Glitzern das Auge ermüdet. Die Villa muß, als die Gebäude noch aufrecht standen, ein wahres Wunder gewesen sein. Die von Daumet versuchte Restaurirung können wir nicht betrachten, ohne von der Großartigkeit des Ganzen fast geblendet zu werden. Schwer können wir uns eine Vereinigung reicherer und mannigfaltigerer Anlagen vorstellen; es ist eine unglaubliche Reihe von Hallen, Säulengängen, Baulichkeiten jeder denkbaren Form nnd Größe. Die Kuppeln über den großen Sälen, die runden Wölbungen der Exedren finden sich hier vereint mit den dreieckigen Giebeln der Tempel, während hohe Thürme und von Weinlauben beschattete Terrassen über die Dächer emporragen.

Es ist ein wahrer architektonischer Mikrokosmus. In unser Staunen mischt sich jedoch einige Ueberraschung: der Gesammtplan dieser gewaltigen Anlagen will uns nicht recht klar werden; wir bewundern die Abwechselung, die darin herrscht, wir gewahren einen merkwürdigen Reichthum der Erfindung und der Kunstmittel, aber einigermaßen befremdend wirkt auf uns der Mangel an Symmetrie. Das römische Forum, das von Tempeln, Trophäen, Basiliken ganz erfüllt ist, und der Palatin mit seinen fünf bis sechs Palästen machen uns einen ähnlichen Eindruck. Wir schließen daraus, daß die Römer für gewisse Schönheiten, die uns entzücken, minder empfänglich waren als wir und daß unsere großen geraden Straßen, unsere regelmäßigen Plätze sie wahrscheinlich kalt gelassen haben würden. Auch die Villa Hadrian's bestätigt diese Ansicht. Der Architekt, scheint es, hat die einzelnen Gebäude nach einander, so wie sich gerade das Bedürfniß herausstellte, errichtet, ohne sich weiter um die Wirkung des Ganzen sonderlich zu kümmern. In den geringen Geschmack der Römer für schönes Gleichmaß müssen wir uns eben ergeben. Auch wollen wir nicht vergessen, daß es sich hier füglich nicht um einen Palast in der Hauptstadt handelt, wo es vor Allem auf Vornehmheit und darauf ankommt, daß der Betrachter eine vortheilhafte Vorstellung von dem Bewohner gewinne, sondern um ein Landhaus, bei welchem der Baumeister oft weit mehr an die Bequemlichkeit als an das Aussehen denken muß.

Bis jetzt haben wir an der Villa Hadrian's nichts hervorgehoben, was sich nicht, wenn auch in kleinerem Maßstabe, bei den anderen Landhäusern gleichfalls fände. Die Villen der Vornehmen hatten alle eine gesunde Lage, waren erforderlichen Falles alle mit großen unterirdischen Anlagen ausgestattet, reichlich mit lebendigem Wasser versorgt, mit köstlichem Marmor

geschmückt, auch enthielten sie alle eine unglaubliche Zahl prachtvoller Räume; was aber den besonderen Vorzug, die Originalität des Landhauses ausmachte, das uns hier beschäftigt, war Folgendes. An nichts hatte Hadrian so großes Gefallen gefunden als an seinen Reisen; so wollte er, auch nachdem er auf weitere Weltfahrten verzichtet hatte, lebendige Erinnerungen daran um sich her bewahren. Sein Biograph erzählt, er habe gewissen Theilen seiner Villa in Tibur die Namen der schönsten Orte gegeben, die er besucht hatte. Da gab es ein Lyceum, eine Akademie, ein Prytaneum, ein Canopus, eine Poikile, ein Tempethal, — „schließlich kam er gar", sagt Spartian, „damit nichts fehle, auf die Idee, auch die Unterwelt hier nachzubilden". Diese Stelle kann zu vielen Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben. Manche Forscher fassen sie ganz wörtlich auf und wollen, daß Hadrian die Herstellung genauer Copien von Allem unternommen habe, was er auf seinen Reisen bewundert hatte. Besonders Canina ist auf diese Genauigkeit der Reproductionen ganz versessen; wenn man ihm glaubte, so gäbe es auf diesem ganzen Ruinenfelde kein Stück Mauer, das nicht die Nachahmung irgend eines bedeutenden Monumentes wäre. Daß eine solche Anschauung den Hadrian lächerlich macht, sieht er nicht ein. Kann man sich etwas Thörichteres denken als den Plan, alle Merkwürdigkeiten der Welt auf so engem Raume wiederzugeben? Welchen Eindruck konnten diese Reductionen von Bergen, diese Miniaturthäler, diese aufeinandergehäuften Bauten dem Besucher machen? Hadrian war bekanntlich ein talentvoller Künstler, ein Mann von Geschmack, ein aufgeklärter Freund und Bewunderer der griechischen Kunst: welches Vergnügen hätte er daran finden sollen, der Natur Gewalt anzuthun, um ihr Aehnlichkeiten abzuquälen, die doch immer nur unvollkommen sein konnten? Durch seine Villa, so berichtet

man uns, wollte er unaufhörlich an die gesehenen Wunder gemahnt sein; aber diese dürftigen Nachahmungen waren weit eher dazu angethan, ihm seine Erinnerungen zu verleiden, als sie ihm zu bewahren. Zum Glück zwingen uns Spartian's Worte durchaus nicht, alle diese Uebertreibungen anzuerkennen. Er sagt einfach, der Kaiser habe sein Landhaus „derart angelegt, daß er darin die Namen der berühmtesten Oertlichkeiten, die er besucht hatte, verzeichnen konnte,"[9]) — eine Wendung, welche die Annahme gestattet, daß es ihm nicht auf sehr getreue Nachahmungen ankam und daß er sich meistens mit einer ungefähren Wiedergabe begnügte. Besonders hinsichtlich der Landschaften war auf viel guten Willen gerechnet; wie konnte man hoffen, die Wunder der Natur in der kleinen Ebene am Fuße von Tibur nachzubilden! Bei den Bauwerken war die Aufgabe nicht ganz so schwer; manche darunter, wie die Poikile, mögen ziemlich getreu nachgeahmt worden sein. Wahrscheinlich ist man jedoch in der Genauigkeit niemals sehr weit gegangen. Daumet macht darauf aufmerksam, daß wir in den Ruinen dieser Lyceen, Gymnasien, Prytaneen, d. h. also der griechischen Bauten, die der Architekt doch copiren wollte, überall das römische Gewölbe finden, — Beweis genug, daß es ihm dabei nicht auf scrupulöse Treue ankam und daß er diese Bauanlagen, wenn er auch den fremden Namen für sie beibehielt, doch dem Geschmack seiner Zeit und den Sitten seines Landes anpaßte.

Von all den schönen Dingen, die Spartian uns aufzählt, sind heut, da Alles in Ruinen liegt, viele unmöglich zu unterscheiden. Drei Anlagen jedoch sind fast mit Sicherheit noch zu bestimmen, mit ihrer Hülfe können wir uns auch über den Rest ein Urtheil bilden. Es ist das Thal Tempe, die Poikile und Canopus.

In Bezug auf Tempe ist kaum ein Zweifel möglich: nirgendwo sonst kann man es ansetzen als in der Vertiefung, die das Landhaus von den Bergen trennt, auf denen sich Tivoli erhebt. Es lag also gegen Nord-Ost, längs des kleinen Baches, der bei den Archäologen Peneus heißt. Freilich gab es hier keinen Olymp, keinen Pelion und Ossa, keine schroffen, zackigen Felsen, „von deren Höhe", wie Livius sagt, „ein Schwindel Augen und Seele füllt,"[10]) keine hundertjährigen Baumriesen, „deren Gipfel der Blick der Menschen nicht erreichen kann",[11]) die Reize, die dem wirklichen Thal Tempe eine Mischung von Großartigkeit und Anmuth verleihen, die von allen Reisenden gepriesen wird. Die Großartigkeit ist hier stark gemindert, aber die Anmuth ist geblieben. Die kleine Ebene war von Natur nicht ohne Reiz; man sorgte für noch mehr schattige Anpflanzungen, man schuf eine Anlage, in der es sich herrlich lustwandelte, und als frische und dichte Laubgänge dem Kaiser winkten, als er unter den großen Bäumen am Wasser gern ausruhte und nun der glücklichen Stunden gedachte, die er verlebt hatte, als er einst das schöne Thal Thessaliens durchwanderte, da taufte er diesen Theil seines Ruhesitzes kühn mit dem Namen des „vom Zephyr bewegten" Tempe. Nach der Villa hin, im Angesicht der Ebene, dehnten sich große, noch heut kenntliche Terrassen mit Portiken und Marmorbassins aus; eine gewaltige, von Säulen getragene offene Halle, die sich an die Piazza d'oro lehnte, beherrschte das ganze Thal, — von hier stieg man auf sanftgeneigten Abhängen zu den Blumenparterres in der Tiefe hinab. Von all dem sind nur Ruinen übrig; die Landschaft aber ist noch heut entzückend. Kräftige Olivenbäume haben in den Fugen der Steine Wurzel geschlagen und sind hoch aufgeschossen. Setzen wir uns am Nachmittag unter einen der großen knorrigen

Stämme, deren Zweige die sonderbarsten Formen nachahmen, dann liegt uns ein weiter grüner Teppich zu Füßen, gegenüber erheben sich die zierlichen Glockenthürme von Tivoli nnd die großen modernen Villen mit ihren Weingeländen, die auf Pfeilern aus weißem Stein ruhen und fast aussehen wie Säulenhallen. Schwer ist es wahrlich, von der Schönheit des Anblicks nicht ergriffen zu werden: so lieblich ist das Thal, daß wir dem phantastischen Kaiser den großen Namen, den er ihm gegeben, gern verzeihen.

Die Poikile schaut nach Westen, nach Rom. Schreiten wir in dieser Richtung fort, so kommen wir auf einen weiten freien Platz, auf welchem die Unebenheiten des Bodens durch bedeutende Substructionen ausgeglichen worden sind. Damit kein nutzbarer Raum verloren ginge, hat der Architekt, wie dies gebräuchlich war, in den Substructionen selbst mehrere Stockwerke hoch übereinander Wohnungen verschiedener Größe und Form angelegt: sie heißen gewöhnlich die „Hundertkammern“ (Cento Camerelle). Ligorio, der sich die Cäsaren wie die Fürsten seiner Zeit vorstellte und sich dachte, daß sie keinen Schritt thaten, ohne daß ihre Krieger ihnen folgten, hielt diese Wohnungen für die Wachtlocale der kaiserlichen Garde, und andere Archäologen sind dieser Ansicht beigetreten. In Wirklichkeit aber haben die römischen Kaiser, besonders diejenigen, die fest auf ihrem Throne saßen und keine unvorhergesehene Umwälzung zu fürchten hatten, keine Armeen in ihrem Gefolge mitgeschleppt, und da es in ihren Landhäusern in der Regel weit mehr Sklaven als Soldaten gab, so scheint die Annahme, daß die Hundertkammern, aus denen man eine Prätorianer-Kaserne hat machen wollen, einfach die Wohnungen der Dienerschaft waren, viel natürlicher. Den freien Platz über den Substructionen umschloß ein gewaltiger rechteckiger Porticus; in der

Mitte desselben befand sich ein großes Bassin, von welchem wir noch einige Spuren erblicken. Eine Seite des Porticus, eine 10 m hohe und 230 m lange Backsteinmauer, ist erhalten. Inmitten so vieler Ruinenhaufen steht sie noch aufrecht. Haben wir uns quer durch all die umgestürzten Blöcke und Säulenfragmente, mit denen der Boden besäet ist, mühsam den Weg gebahnt und treten wir dann plötzlich vor diese so wunderbar unversehrte Mauer, so ist unsere Ueberraschung fast noch größer als unsere Bewunderung. Wir fragen uns, welchem glücklichen Zufall es zu verdanken ist, daß diese Mauer nicht das Loos des Uebrigen getheilt, was sie vor dem allgemeinen Zusammensturz, dem sie gerade durch ihre Länge und Höhe erst recht verfallen schien, bewahrt hat? Es ist kaum zweifelhaft, daß dieser Porticus derselbe ist, den Spartian unter dem Namen „Poikile" erwähnt und der die Nachahmung eines athenischen Bauwerkes war. Die Poikile in Athen, mit welcher des Pausanias Beschreibung uns bekannt macht, verdankte ihre Berühmtheit hauptsächlich den Gemälden Polygnot's. Glorreiche Erinnerungen, insbesondere des Theseus Sieg über die Amazonen und die Schlacht von Marathon, hatte er dort dargestellt. Keine Spur ist heut mehr davon übrig, und da wir nicht wissen, ob Hadrian bei seiner Nachbildung sehr genau gewesen ist, so ist schwer zu sagen, wie weit die Copie uns eine Idee von dem Original geben kann. Sicher ist, daß wir uns leicht ein Bild davon machen können, was die Poikile von Tibur einst gewesen sein muß. Zu beiden Seiten der so wohl erhaltenen Mauer erhoben sich Säulen, von denen heut nur noch ein paar Basen und Stümpfe übrig sind. Sie trugen ein zierliches Dach und bildeten zwei Hallen, die durch eine noch vorhandene Thür mit einander in Verbindung standen. Dieser Doppelporticus war derart orientirt, daß die eine Front stets im Schatten lag, wenn die andere von der

Sonne beschienen wurde, so daß man hier zu allen Jahreszeiten und Tagesstunden lustwandeln konnte: man brauchte nur, je nach der Tageszeit, die eine oder die andere Seite zu wählen, um stets im Winter Wärme, im Sommer erfrischende Kühle zu finden. Wahrscheinlich bedeckten Malereien die Mauer, und diese Malereien müssen Copien derjenigen Polygnot's gewesen sein. Die Zeit hat sie alle vernichtet, aber diese einfache Backsteinmauer hat sie doch stehen lassen und noch immer ruht auf ihr ein Schimmer von Größe und Majestät. Sie ist ganz sicher eine der schönsten römischen Ruinen, die uns erhalten sind, und die Bewunderung, die wir bei ihrem Anblick empfinden, steigert sich noch, wenn wir des griechischen Meisterwerkes gedenken, an das sie erinnert und von welchem diese Mauer uns Spätgeborenen ein letztes schwaches Echo zurückwirft.

Schreiten wir in derselben Richtung etwas weiter, so kommen wir in ein ziemlich kleines, mehr langes als breites Thal, welches die Archäologen auf Spartian's Zeugniß hin übereinstimmend „Canopus" nennen. Dies ist nicht, wie sonst so häufig, eine willkürliche Bezeichnung. Auf einem in dem Thale gefundenen Ziegelstein lesen wir die jeden Zweifel ausschließenden Worte: Deliciae Canopi. Eben noch waren wir in Athen und besuchten die Poikile, — nun versetzt uns eine Laune des wunderlichen Kaisers auf einmal nach Aegypten.

Ohne Frage war Aegypten eines der Länder, die auf Hadrian, den Reisenden, den allergrößten Eindruck gemacht hatten. Nicht ohne die lebhafteste Ueberraschung besuchten die Menschen dieses seltsame Stück Erde, welches durch seine Ueberlieferungen, seine Sitten und Gebräuche, seine Sprache und seine Götter von der ganzen übrigen Welt geschieden war. Seitdem die Römer zu Herren des Erdkreises geworden, hatten die meisten Völker auf ihre Eigenart verzichtet und die der Sieger ange-

nommen; Aegypten blieb unter allen Regierungen seiner Vergangenheit getreu. Die griechischen Eroberer, die gekommen waren, es zu beherrschen, die Statthalter, die Rom sandte, es zu verwalten, änderten nichts an seinen Gewohnheiten. Mehr als sechs Jahrhunderte hindurch fremden Herrschern unterworfen, fuhr es doch auf seine Weise zu leben fort, baute Tempel wie zur Zeit des Sesostris und schmückte es mit Hieroglyphen, von denen seine Eroberer nichts verstanden. Den anderen Ländern ganz unähnlich, fremdartig schon von Natur, war dieses Aegypten noch sehr viel sonderbarer dadurch geworden, daß es in seiner alten Cultur unbeweglich verharrte. Welch ein Genuß für wißbegierige Reisende, dies so wohlerhaltene Stück Vergangenheit zu betrachten! Und auch reiche und blasirte Leute, die, lüstern nach neuen Schauspielen, der allgemeinen Gleichförmigkeit auf ein Weilchen entgehen wollten, waren froh, wenn sie diesen Winkel der Welt durchwandern konnten, dem nichts auf Erden glich. So zog denn aus, wer konnte, die Monumente der Pharaonen zu schauen, die Pyramiden zu bewundern, Memnon zu hören, wie er die Morgenröthe begrüßte, und auf den Sockel oder das Bein des Colosses seinen Namen zu schreiben mit Ausdrücken lebhaften Dankes für das Geschick, das ihn eines solchen Erlebnisses gewürdigt. So sind die Riesenschenkel des Memnon mit ihren zahllosen Namen zu einem wahren Fremdenbuch antiker Schaulust geworden, bis auf den heutigen Tag ein unvergeßlicher Anblick für Jeden, der dort geweilt. Jene Alten aber zogen heim und verlangten dann von Bildhauern und Malern Nachbildungen von dem, was sie bewundert hatten. Auf solche Weise drang in die damalige Kunst ein falscher ägyptischer Geschmack ein, der einige gute Werke und viele lächerliche Nachahmungen hervorgebracht hat. Von den Vornehmen stieg dieser Geschmack zu den übrigen Klassen herab: auf die Wände der Bürgerhäuser

von Pompeji malte man gern unwahrscheinliche Landschaften, mit Palmen, Ibissen und Krokodilen, die den Leuten, welche jenes Land der Räthsel nie gesehen hatten, doch eine Vorstellung davon geben konnten.

Hadrian machte es wie die Andern: er besuchte Aegypten, und es kann uns nicht überraschen, daß das Wunderland auf diesen wißbegierigen und scharfsinnigen Geist den allergrößten Eindruck gemacht hat. Es ist uns ein Brief erhalten, den er aus Alexandria an seinen Schwager Servianus schrieb; der Charakter der großen Handelsstadt, in welcher alle Völker des Orients zusammenströmten, ist darin sehr fein aufgefaßt. Nicht ohne satirischen Humor schildert er besonders das geschäftige Treiben der dem Erwerbe nachjagenden Menge. „Niemand", sagt er, „lebt hier müßig. Die einen machen Glas, andere fabriciren Papier, noch andere weben Leinwand. Jeder hat sein Geschäft und treibt seine Profession. Selbst die Blinden, die Gichtkranken und die Lahmen finden hier irgend etwas zu thun. Sie haben alle nur einen Gott, das Geld[12]); dieses allein beten Christen, Juden und alle Andern an." Wie gewöhnlich in Industriestädten, wo Glück und Vermögen so wandelbar sind, suchte man auch hier die Güter, die so schnell wieder verloren gehen konnten, rasch zu genießen und gab sich dem Vergnügen mit ebenso leidenschaftlicher Hast hin wie den Geschäften. Der Lustort der Alexandriner, nach welchem sie wallfahrteten, um sich ihre Sorgen aus dem Kopf zu schlagen und um ihr Geld los zu werden, war die Stadt Canopus, etwa 3 Meilen von Alexandria. Canopus besaß einen berühmten Tempel des Serapis, zu welchem Besucher aus ganz Aegypten pilgerten. Allabendlich war das Heiligthum voll von Leuten, die herbeigekommen, den Gott um Heilung ihrer Krankheiten oder derer ihrer Freunde zu bitten. Waren sie dann fertig mit ihren glühenden Gebeten

so legten sie sich im Tempel schlafen, und während ihres Schlummers ward ihnen dann im Traume das Heilmittel zu Theil, das sie von ihren Leiden erlösen sollte. Meistens aber war die Sorge für die Gesundheit nur ein Vorwand; man ging nach Canopus, wie man heut in die Modebäder geht, weniger um sich zu curiren, als um sich zu amüsiren. Man machte die kleine Reise auf einem 5 Wegestunden langen Canal, den unaufhörlich leichte, vorn und hinten zierlich geschweifte Barken belebten; in der Mitte trugen dieselben eine Art Kasten, ganz ähnlich denen der venezianischen Gondeln.[13]) Keinen Augenblick ruhte das Treiben; bei Tage und bei Nacht hörte man die in der ganzen Welt berühmten und berüchtigten ägyptischen Liebesgesänge auf dem Wasser widerhallen. Zu beiden Seiten des Canals lagen Gasthäuser, die auf's üppigste mit Allem ausgestattet waren, was zur Freude entflammen und jedes Verlangen befriedigen konnte. Dort stieg man ab, trank den leichten mareotischen Wein, der einen kurzen und fröhlichen Rausch verlieh, und gab sich nach beendetem Gelage unter Weinlauben oder im Schatten der Bäume beim Schall der Flöten ausgelassenen Tänzen hin. So ließ man sich Zeit und kam gemächlich nach Canopus, wo es dann freilich noch weit mehr Unterhaltung gab als unterwegs. Der ganze Ort war zur Lust geschaffen; unmöglich konnte man sich einen entzückenderen Aufenthalt denken. „Es war", sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „wie ein Traum. Bei dem erfrischenden Hauch der sanften Seewinde, dem leisen Gemurmel der Wellen, unter dem sonnigsten Himmel konnte man meinen, der Welt entrückt zu sein."

Hadrian nun, dessen Wunsch es war, daß die Villa von Tibur ihn an alle seine lebendigsten Reiseeindrücke erinnerte, vergaß Canopus nicht. Nach seiner Gewohnheit nahm er sich nicht die Mühe, die ägyptische Stadt genau nachzubilden: das

wäre auf so kleinem Raume auch unmöglich gewesen; er begnügte sich wahrscheinlich mit einer sehr entfernten Aehnlichkeit. Am Ende des Thales diente eine prachtvoll decorirte mächtige Rundnische oder tiefe Absis zugleich als Tempel und als Wasserkunst. Im Mittelpunkt der Absis hatte in einer Vertiefung die Statue des Serapis, des großen Gottes von Canopus, ihren Platz. An den Seitenwänden standen in kleineren Nischen andere ägyptische Gottheiten. Mit diesen Statuen sind die im Schutt des Thales gefundenen und jetzt im Vatican aufgestellten vielleicht identisch. Massenhaft strömte Wasser aus allen Ecken des Baues. Auf Marmorstufen kam es herab oder sprang von einem flachen Becken in's andere und fiel dann endlich in ein gewaltiges halbkreisförmiges Bassin. Eine Art Brücke oder Steg über dem Bassin, geschmückt mit Säulen, welche die gewölbte Decke trugen, führte von einem Ufer auf's andere; so konnte man die Cascaden in der Nähe sehen. Das Wasser floß unten durch und ergoß sich dann in einen Canal, der die ganze Mitte des Thales einnahm. Dieser Canal, in den Tuffstein gegraben, war 220 Meter lang nud 80 Meter breit. Zierliche Barken, die gewiß nach dem Muster der Gondeln von Alexandria gebaut waren, versahen den Dienst für den Kaiser und seine Freunde, und noch heut sehen wir auf dem Quai die Reste der Treppe, an deren Fuß die kleinen Boote anlegten, um die Herren vom Hofe, wenn sie auf dem Canal spazieren fahren wollten, aufzunehmen. An dem einen Ufer finden wir die Ruinen von etwa zwanzig Sälen in zwei Geschossen über einander; davor liegt nach der Wasserseite hin ein schöner Porticus. Wir haben hier vielleicht eine Nachahmung jener üppigen Gastwirthschaften, in denen der Reisende auf der Fahrt nach Canopus so gern verweilte. Wahrscheinlich thaten die Einkehrhäuser der Villa Hadrian's ihr Bestes, um das Renommée, das sich die andern

erworben hatten, gleichfalls zu verdienen. Was hier vorgehen mochte, ist leicht zu errathen, wenn wir daran denken, daß Hadrian den Genuß leidenschaftlich liebte und sich auch niemals Mühe gegeben hat, dies zu verbergen. Vielleicht hat später Marc Aurel auf dieses verführerische Treiben angespielt, wenn er an die Gefahren, die in der Jugendzeit seine Tugend bedroht hatten, erinnerte und dann den Göttern dankte, „daß sie ihn von den Leidenschaften der Liebe, denen er kurze Zeit nachgegeben, geheilt hatten."

Von den Theilen des kaiserlichen Landhauses, die Spartian uns aufzählt, sind dies diejenigen, die wir noch heut wiederfinden und mit größter Wahrscheinlichkeit benennen können. So besitzen wir also noch und können durchwandern was der launenhafte Kaiser sein Thal Tempe, seine Halle Poikile, „seine Lust" Canopus genannt hat. Dies ist schon Etwas, aber wir können dreist noch weiter gehen. Diese ungeheure Ruinenmasse muß Räume enthalten, deren Erbauung der Kaiser keinesfalls unterlassen konnte, Anlagen, welche die Erfordernisse seiner Stellung oder die Sorge für sein Wohlbefinden und für sein Vergnügen, seine Bedürfnisse oder Neigungen ihm unentbehrlich machten, und der Versuch, diese Baulichkeiten zu bestimmen, erscheint nicht allzu gewagt.

Zunächst ist es wohl unzweifelhaft, daß Hadrian sich einen Theil des weiten Palastes für seinen persönlichen Gebrauch, für sein Privatleben reservirt hat: ein schon bejahrter, leidender Herrscher, der sich mit so großer Sorgfalt ein Asyl für seinen Lebensabend errichtete, muß vor Allem auf sein Behagen und seine Bequemlichkeit bedacht gewesen sein. Wo aber müssen wir diese Privatwohnung suchen? Seit Ligorio bezeichnete man mit dem Namen „Palazzo imperiale" die Ruinen, die sich im Westen längs des Tempethales erstrecken. Daumet indessen hat

geglaubt, ihm eine andere Stelle anweisen zu müssen. Er erinnerte sich, daß in den Landhäusern, in denen die reichen Römer vor der Sommerhitze Zuflucht suchten, und ebenso auch in den noch vorhandenen Villen aus der Zeit der italienischen Renaissance, das Wohnhaus allemal über den Nebengebäuden an der höchsten Stelle des Terrains liegt. Auch war es ja ganz natürlich, daß der Hausherr von einem beherrschenden Punkte aus die Ebene zu überblicken und die weiteste und mannichfaltigste Aussicht zu genießen wünschte. War es nun in Hadrian's Villa ebenso, so müßten wir des Kaisers Privathaus etwas weiter südlich auf dem Plateau suchen, wo Ligorio die Akademie und Canina das Gymnasium gefunden zu haben glaubt, und Daumet hat es auch unbedenklich an dieser Stelle angesetzt. Die vor vier Jahren gemachten Ausgrabungen haben jedoch dem französischen Architekten Unrecht gegeben. Bei der Durchforschung des von Ligorio bezeichneten Platzes fanden sich Zimmer von mäßiger Größe, mit Corridoren und Säulenhallen, deren Verhältnisse uns lebhaft an die der schönen Häuser von Pompeji erinnern. Wir haben hier in der That eine für das alltägliche Leben trefflich geeignete Wohnung, und da dieselbe gleichwohl den erforderlichen Reichthum in der Ausstattung nicht vermissen läßt, überdies auch in unmittelbarer Nähe der großen Empfangsräume liegt, so ist es recht wohl glaublich, daß der Kaiser sie zu seinem eigenen Gebrauche erbaut hat. Somit hat Ligorio, als er den Palazzo imperiale, d. h. eben das Privathaus des Herrschers, nahe bei Tempe ansetzte, wahrscheinlich das Rechte getroffen.

Nächst dem Gemache, wo er seine Nachtruhe hielt, erschien einem Römer oder Griechen nichts unentbehrlicher für seine Existenz als ein Badesaal. Auch im Landhause von Tibur war für Nymphäen (Bädergrotten) und Thermen gesorgt: gebraucht

wurden solche für den Kaiser, für seine Freunde und für seine Dienerschaft. Diesem Zwecke diente unzweifelhaft ein runder Raum, der zwischen den Privatgemächern und der Poikile liegt; er ist vielleicht von allem in der Villa Gefundenen das Interessanteste und Reichste. Seine Grundmauern sind gut genug erhalten, um den Plan ohne große Mühe herstellen zu können. Ein kreisrunder Porticus von Säulen aus Giallo antico (gelbem Marmor), dessen Trümmer den Boden bedecken, umschließt einen jener kleinen Wasserläufe, welche die Alten „Euripus" nannten. Der Canal, in welchem einst das Wasser floß, ist durchweg mit weißem Marmor bekleidet; er ist ungefähr fünf Meter breit und etwas über einen Meter tief. Der von dem kleinen Gewässer eingeschlossene Raum bildet eine Insel, die durch marmorne Brücken mit dem äußeren Säulengang verbunden ist. Im Mittelpunkt der runden Insel befindet sich ein kleiner quadratischer Hof, den unzweifelhaft eine Statue geschmückt hat, — eine künstlerische Caprice, die der Anmuth nicht entbehrt. In den ungleichen Abschnitten zwischen dem rechteckigen Hofraum und dem kreisförmigen Canal sind nach dem Euripus hin offene runde Kämmerchen und Nischen angeordnet, aus denen einst zierliche Springbrunnen strömten. Nichts kann eigenthümlicher und dem Auge wohlgefälliger wirken als diese geistreich spielenden Combinationen. Der Boden der Kämmerchen, des Hofes, des Porticus ist mit Marmorfragmenten übersäet. Hier fand man zahlreiche Säulentrümmer, auch Bruchstücke von Basreliefs mit Darstellungen von Meeresungeheuern, Tritonen, Nereiden und kleinen auf Seepferden reitenden Liebesgöttern. Wozu konnte dieser schöne, so sorgfältig und mit so feinem Geschmack angelegte Bau bestimmt sein? Die meiste Wahrscheinlichkeit hat offenbar die Ansicht Nibby's, der ihn Natatorium (Schwimmbad) nennt und eine Art Piscine (Schwimmbassin) aus ihm macht.

Die kleinen Kammern rings um den Euripus waren vielleicht Cabinette zum Ausruhen; auch konnten sie den Badenden als Auskleideräume dienen. Hier fand man Spuren der Treppen, die zum Wasser hinabführten. Die Nähe der kaiserlichen Wohnung und die großartige Decoration dieser Bäder lassen vermuthen, daß der Herrscher sie für sich selbst reservirt hatte; sind sie doch dieses Wollüstlings, dieses Freundes der raffinirtesten Genüsse durchaus würdig. Schwer kann man sich einen Ort vorstellen, wo es sich in drückend schwülen Sommertagen angenehmer ruhen ließe als in diesen eleganten Sälen, inmitten aller Reichthümer einer auserlesenen Kunst, neben dem Euripus, der geräuschlos in seinem Marmorbette kreist, beim leisen Murmeln und Plätschern der Springbrunnen.

Nicht weit von der Privatwohnung des Herrschers lagen die Empfangsräume. Wir müssen annehmen, daß Hadrian, obschon er beim Bau seiner Villa so that, als ob er sich dauernd von der Welt zurückziehen wollte, doch keineswegs darauf verzichtete, seine kaiserlichen Repräsentations-Pflichten bis an's Ende zu erfüllen. Denn so viele Freunde ein Herrscher auch haben mag, — blos für Freunde sind diese ungeheuren Säle, die wir noch heut bewundern, doch unmöglich erbaut worden. Nahe beim Palazzo imperiale, längs des Tempethales, finden wir mehrere solche Prachträume. Diesen Theil der Anlage hat Daumet besonders eingehend studirt und in seinen Zeichnungen ungefähr so herzustellen versucht, wie er bei Hadrian's Tode aussah. Ehe man zu den Hauptsälen gelangte, war eine lange Reihe verschiedener Gebäude zu durchschreiten, die einen großen Eindruck auf den Besucher gemacht haben müssen. Ein achteckiges Vestibül führte in einen jener Höfe, welche die Römer Peristylien nannten. Es gab deren viele im Bereich der Villa, dieser aber war jedenfalls der geräumigste und schönste von allen. Ein

solcher Reichthum kostbarer Ueberreste hat sich hier gefunden, daß die Architekten, die ihn freilegten, ihm den Namen „Piazza d'oro" gaben. Ringsum lief ein Doppelporticus mit Säulen aus Cipollin und orientalischem Granit; rosenrothe Marmorplatten bedeckten den Boden, und Bildsäulen, deren Basen man aufgefunden zu haben glaubt, vollendeten die prachtvolle Decoration. Hinter dem Peristyl, dem achteckigen Vestibül gegenüber, erhob sich ein weiter, von einer Kuppel überwölbter Saal, den eine Absis halbkreisförmig abschloß. An den vier Ecken des Saales finden sich Nischen, die ihr Licht von oben her empfingen. Sie waren nach Daumet zur Aufnahme von Statuen bestimmt, und die Sorgfalt in der Beschaffung guten Lichtes legt die Vermuthung nahe, daß hier Arbeiten berühmter Künstler ihren Platz gehabt. Bekanntlich ist diese für den bequemen Genuß künstlerischer Meisterwerke besonders günstige Anordnung im Hof des Belvedere im Vatican nachgeahmt worden. Aus soviel Prachtentfaltung scheint hervorzugehen, daß dieser schöne Saal und das Peristyl davor für die kaiserlichen Audienzen bestimmt waren und daß der Herrscher hier den ihn aufsuchenden Abgesandten der Städte und Provinzen Gehör schenkte. Zu diesen officiellen Räumen, in denen Hadrian seinem kaiserlichen Amte oblag, können wir noch einen ziemlich gut erhaltenen Saal rechnen, den wir auf dem Wege vom Natatorium nach der Poikile durchschreiten. Man hat daraus bald einen Tempel, bald einen Vereinigungsort für Philosophen (schola stoicorum) sehen wollen: aber Hadrian liebte die Philosophen und besonders die Stoiker lange nicht genug, um ihnen einen so schönen Bau zu errichten. Ich möchte in diesem Raume vielmehr eine Basilika erblicken, denn er ist der auf dem Palatin gefundenen Basilika ganz ähnlich. Wir wissen, daß Trajan in seiner Villa zu Centum Cellae, jetzt Civitavecchia, eine

Art Privatconseil, bestehend aus Senatoren und Beamten, zu versammeln pflegte, um mit ihm diejenigen Sachen abzuurtheilen, deren Entscheidung er sich vorbehalten hatte. In der Regel handelte es sich dabei um delicate Angelegenheiten, welche die Offiziere seines Heeres oder die Angehörigen seines Hauses betrafen. Am Tage wurden die Sachwalter gehört und die Urtheile gesprochen; Abends zog der Kaiser die Richter zur Tafel, und nach beendeter Mahlzeit suchte man Erholung in angenehmer Unterhaltung oder hörte Mimen und Schauspieler [14]). Ist Hadrian dem Beispiel Trajan's gefolgt, was sehr wahrscheinlich ist (denn er war ein großer Pfleger der Gerechtigkeit), hat er nach seinem Landhause derartige Gerichte berufen, so haben dieselben vermuthlich hier ihre Sitzungen gehalten.

Schließlich wollen wir nicht vergessen, daß Hadrian nicht blos ein untadelhafter, die Pflichten seiner Stellung gewissenhaft erfüllender Kaiser, sondern auch ein sehr feiner Kenner der Literatur, für geistige Genüsse ungemein empfänglich und ein eifriger Nachahmer der Griechen war. Wir müssen annehmen, daß diese Neigungen des alternden Herrschers in dem Landhause, das er sich selbst erbaute, mannichfache Spuren hinterlassen haben. Nicht weit von der Poikile hat sich ein ziemlich wohl erhaltenes Stadium mit sehr beträchtlichen Nebengebäuden gefunden: zeigten doch alle Kaiser, die für Griechenland schwärmten, eine leidenschaftliche Vorliebe für athletische Spiele, etwa wie im vorigen Jahrhundert die französischen Grandseigneurs, die es der englischen Aristokratie gleichthun wollten, fast nur noch von Pferden und Jockeys sprachen. Noch besser war für die Bühnenspiele gesorgt: wenigstens drei Theater giebt es in der Villa. Eines scheint ein Odeum zu sein; neben einem andern, das von allen am besten erhalten ist und an der Stelle liegt, wo man heut die Villa betritt, dehnt sich ein weiter vier=

eckiger Raum aus, vielleicht ein Platz zum Spazierengehen für die Zuschauer. Gewisse Einzelheiten in der Anlage des Bau's lassen darauf schließen, daß dies ein griechisches Theater war. Das lateinische Theater liegt etwas höher, nach dem Tempethale hin. Dasselbe befindet sich heut in einem Zustande schlimmer Verwüstung, und doch sollen noch im vorigen Jahrhundert die Marmorbekleidung der Orchestra und die Basen der Bildsäulen, welche das Podium schmückten, zu sehen gewesen sein.

Wir müssen gestehen: dieser Ueberfluß an Theatern ist in einem Jahrhundert, wo die dramatische Kunst so wenig Pflege fand, einigermaßen überraschend. Am meisten begreiflich wäre noch das Vorhandensein des griechischen Theaters: ein literarisch gebildeter Fürst wie Hadrian, der am Auserlesenen Geschmack fand, mochte dort gern die Stücke Menander's hören. Behauptete doch dieser große Dichter, der feine Kenner und treffliche Schilderer des Lebens, noch immer seine ganze Herrschaft über die höhere Gesellschaft; in den Schulen wurde er studirt, in der eleganten Welt gelesen, — ja, wir wissen, daß man zu Neapel im ersten Jahrhundert seine Stücke aufführte. Was aber konnte man wohl damals im Landhause von Tibur auf die Bühne des lateinischen Theaters bringen? Ist es wahrscheinlich, daß man auf Plautus, auf Caecilius, auf Terenz zurückgriff? Wohl war die Bewunderung der literarischen Vergangenheit zu jener Zeit in hohem Grade Mode: Hadrian machte sich eine Ehre daraus, den Ennius hoch über Virgil zu stellen, und Fronto spricht in seinen Briefen bei jeder Gelegenheit von den alten Atellanen, aber ein Anderes ist es, alte Schriftsteller in seinem Arbeitscabinet bewundern und Stellen aus ihnen in seinen Schriften citiren, ein Anderes, sie vor Leuten auf die Bühne bringen, die sie überhaupt nur mit

größter Mühe verstehen. Vielleicht gewährte der Kaiser, um sich das Ansehen eines Beschützers der Literatur zu geben, den spärlichen, damals noch von einigen Schöngeistern verfaßten Werken das Gastrecht auf seinem ländlichen Theater. In der Regel handelte es sich dabei um ziemlich dürftige, für die Salons der großen Welt bestimmte Nachahmungen des griechischen Theaters, welche vor einem wirklichen Publikum kaum einen Erfolg haben konnten. Vielleicht auch entbot Hadrian, der gegen Ende seines Lebens trüben Stimmungen unterworfen war und sich zu zerstreuen suchte, die Darsteller populärer Stücke nach seinem Landhause und ließ sich dann von ihnen die beiden Pantomimen vorspielen, die damals vor allen andern den römischen Pöbel ergötzten: der eine die Darstellung der Abenteuer des Häuptlings einer Diebesbande, der mit der Polizei zu thun bekommt und alle gegen ihn ausgesandten Häscher hinter's Licht führt und lächerlich macht; der andere, in welchem ein Galan von dem unvermuthet heimkehrenden Gatten überrascht und gezwungen wird, sich in einer Kiste zu verstecken, — zwei Stoffe also, die seitdem niemals aufgehört haben, das Volk, ja manchmal sogar Leute von Geist zu erheitern.

Auch Bibliotheken hat es unzweifelhaft in Hadrian's Villa gegeben, wahrscheinlich eine griechische und eine lateinische. In zwei nebeneinander liegenden Gebäuden mit mehreren Gemächern hat man sie zu erkennen geglaubt, und zwar gründet sich diese Annahme lediglich auf den Umstand, daß sie nach den Vorschriften Vitruv's orientirt sind, nach welchem die Bücher die Morgensonne haben müssen. Ueber dem einen dieser Gebäude erhob sich ein Thurm mit drei Geschossen, der dem Herrscher, einem großen Freunde der Astrologie, als Observatorium gedient haben mag. In diesen Bibliotheken müssen, wie üblich, außer den Werken der großen Schriftsteller auch ihre

Büsten aufgestellt gewesen sein. In der Umgegend von Tivoli hat sich denn auch eine gewisse Anzahl solcher Büsten gefunden, darunter wenigstens eine im Bereich der Villa selbst; sie tragen alle eine kurze, für die dargestellte Persönlichkeit charakteristische Inschrift. Unter dem Haupte des weisen Solon steht: „In Nichts zu viel". Der kluge Pittacus lehrt uns: „Ergreife die Gelegenheit" und der melancholische Bias: „Die meisten Menschen sind böse" [15]). Diese Sitte, die Bibliotheken mit den Portraits der großen Männer zu schmücken, deren Schriften sie bergen, bestand schon zu Cicero's Zeit. Traurig, entmuthigt, in Voraussicht des Endes der Republik, da er die schlechtesten Männer zu den höchsten Ehren gelangen sah, flüchtete er sich in's Studium und lebte inmitten seiner Bücher. Damals schrieb er an seinen Freund Atticus: „Viel lieber sitze ich bei Dir auf jener kleinen Bank unter dem Bilde des Aristoteles als auf ihren curulischen Stühlen" [16]).

Vermuthlich hat die Villa von Tibur auch einen Saal für öffentliche Vorlesungen besessen. Hadrian liebte dieselben sehr. In Rom hatte er das Athenaeum erbaut, wo Rhetoren und Poeten ihre Schriften zum Vortrag brachten. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß er es nicht versäumt hat, auch sein Landhaus, wo er mehr Muße hatte und seinen Lieblingen unter den Schriftstellern gemächlich zuhören konnte, mit einem derartigen Gebäude auszustatten. Leider hat man dasselbe noch nicht aus all den Ruinen herausfinden können; ebensowenig das Lyceum und die Akademie. Möglicherweise diente diesem Zwecke jenes von den Archäologen „Odeum" genannte kleine Theater, von welchem man am äußersten Ende der Villa ein paar Ueberreste entdeckt hat. Nach Hesychius war das Odeum für die Productionen der Rhapsoden und der Citherspieler bestimmt [17]); daß es auch zu öffentlichen Vorlesungen benutzt wurde, war an sich

natürlich, und wirklich läßt sich aus einer interessanten Stelle des Horaz schließen, daß man sich in der That in den Theatern versammelte, um die Werke angesehener Autoren zu hören. Um den Maecenas über den Ursprung all der Feindseligkeit, unter welcher er zu leiden hat, aufzuklären, sagt er ihm, man verzeihe es ihm nicht, daß er sich weigere, seine Werke öffentlich vorzulesen. Gerade in dem Momente, wo Pollio jene literarischen Feste ausgedacht hat, zu denen das ganze um die Ausfüllung seiner Muße verlegene Rom sich herbeidrängt, nimmt Horaz durch seine Nichtbetheiligung daran die Miene an, als ob er diese Veranstaltungen verurtheile. Als einzigen Grund für dies Verhalten giebt er an, daß es ihm widerstrebe, sich „im Theater" der dichten Menge zur Schau zu stellen:

„Unwürdiges vollen Theatern
Vorzutragen verdrießt" [18]).

Die Andern aber waren nicht so gewissenhaft; gern erinnert Ovid daran, wie er in seiner Jugend „dem Volke" seine Liebesgesänge vorgelesen [19]), und von Statius heißt es, daß er durch sein Versprechen, an einem bestimmten Tage sein Gedicht zum Vortrag zu bringen, „die Stadt" glücklich gemacht habe [20]). Wenn man nun auch abziehen muß, was auf Rechnung der Uebertreibungen der Dichter kommt, jedenfalls deuten „die Stadt" und „das Volk" auf sehr zahlreiche Versammlungen, die in gewöhnlichen Sälen keinen Platz gefunden hätten, und wahrscheinlich handelt es sich auch hier um jene „vollen Theater" (spissa theatra), von denen Horaz gesprochen. Selbst in dem Falle, daß die Vorlesungen weniger Zuhörer anzogen und man sie nothgedrungen in bescheidenere Säle verwies, mußten diese, wenn es auch keine wirklichen Theater mehr waren, doch wenigstens die Form von solchen haben. Juvenal beklagt lebhaft die armen Schriftsteller, welche, um sich bekannt zu machen,

von irgend einem vornehmen Herrn einen alten, nicht mehr benutzten Salon leihen und auf ihre Kosten möbliren: denselben richten sie dann, wie aus Juvenal's Worten hervorgeht, so ein, daß jedenfalls eine Orchestra und Stufen, d. h. eben die charakteristischen Kennzeichen eines Theaters, vorhanden sind[21]). Die Orchestra, wo man am besten sieht und hört, ist für Personen von Rang reservirt; hier stehen bequeme Stühle für die Vornehmsten, denen man schmeicheln und es recht behaglich machen wollte, damit sie bei guter Laune und um so mehr zu williger Bewunderung geneigt blieben. Auf den Stufen dagegen drängen sich die kleinen Leute: dunkle Freunde, Clienten, Verpflichtete, Alle, die man einlud, damit sie den Saal füllten und Beifall klatschten. Hier sitzt der lärmende Theil des Auditoriums, der geräuschvolle Chorus; denn während die großen Herren in der Orchestra, wenn sie zufrieden sind, kaum ein leichtes Gemurmel hören lassen, müssen die Freunde oben in den letzten Reihen ihrem Entzücken durch Geschrei und Stampfen mit den Füßen Ausdruck geben. Gegenüber, auf einer Art erhöhter Tribüne, thront der Vorleser. Hier nimmt er mit bescheidener Miene Platz, „schön frisirt", wie Persius sagt, „nachdem er die Kehle durch ein Tränkchen weicher und geschmeidiger gemacht, mit neuer Toga, glänzende Ringe an den Fingern, seine Zuhörer mit coquettem, um Beifall buhlendem Auge begrüßend"[22]). Liest er angenehm, hat er seine Zuhörer gut gewählt, besitzt er in der Orchestra einige entschlossene Freunde und auf den Stufen ein paar handfeste Clienten, die es verstehen, „Stimmung zu machen", so finden schon seine ersten Worte günstige Aufnahme; bald wird das zustimmende Gemurmel zu lautem Beifall, und dann dauert es, wie dies in solchen wohl vorbereiteten Versammlungen in der Regel der Fall ist, gar nicht mehr lange, bis sämmtliche Zuhörer sich einer

am andern erwärmen und schließlich in jubelnden Enthusiasmus ausbrechen. So kam es, daß man sich in jener Zeit so häufig über das wirkliche Verdienst der Werke getäuscht und gefällige, frivole Productionen, deren Erfolg das Geschlecht, das ihnen applaudirt hatte, nicht überleben sollte, als zu ewiger Dauer bestimmte Wunder begrüßt hat.

Die Wiederauffindung eines der Säle, wo derartige Scenen sich abspielten, wäre natürlich von hohem Interesse. Ob man jemals so glücklich sein wird, im Landhause von Tibur einen solchen Ueberrest zu entdecken, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls können wir sicher sein, daß er dem Odeum, von welchem ich oben sprach, ganz ähnlich sein und immer ein Theater in verjüngtem Maßstabe vorstellen würde[23]).

Wir haben schließlich der Vollständigkeit wegen noch ein Wort über die „Hölle" oder „Unterwelt" zu sagen, denn auch eine Nachbildung der Unterwelt gab es in der Villa von Tibur: Hadrian, so sagt uns sein Biograph, hatte sie dort anlegen wollen, „damit nichts fehle". Manche Archäologen, die an Alles glauben, haben die Stelle des tiburtinischen Schattenreiches genau zu bestimmen versucht, doch wird dies sehr schwierig sein, so lange wir nicht wissen, welches Vorbild der Kaiser für seine Anlage benutzt hat. War dieselbe ein Werk individueller Phantasie oder hatte sich der Erbauer an die Beschreibungen im sechsten Buche der Aeneide gehalten? Wir wissen es nicht. Merkwürdig und bezeichnend ist es aber, daß ihm der Gedanke gekommen ist, Tartarus und Elysium in sein Lust- und Landhaus zu versetzen. Beweist dies nicht, daß seine Zeitgenossen anfingen, sich ausnehmend stark mit dem jenseitigen Leben zu beschäftigen?[24]) Was ihn selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß er sich viel damit gequält hat. Diesem klugen Staatsmann, diesem skeptischen Schöngeist konnten die mystischen

Religionen des Ostens und die neuen Empfindungen, welche sie in der Welt verbreiteten, wenig anhaben. Als er den Tod herannahen fühlte, blieb er, wie uns berichtet wird, so sehr Herr über sich selbst, daß er zierliche Verslein dichtete, worin er das Wort an sein „schauderndes, schmeichelndes Seelchen" richtet und mit einer unübersetzbaren Häufung seltsamer Verkleinerungswörter zu ihr spricht: „Du schickst Dich an, hinüberzuwandeln nach jenen bleichen, strengen, nackten Stätten, wo Du Dich nicht mehr Deinen gewohnten Spielen wirst hingeben können." Wie hat er diese „bleichen, nackten Stätten" in seinem Landhause dargestellt? Wir wissen es nicht, und dabei müssen wir uns beruhigen.

3.

Aus der Beschreibung der Villa Hadrian's, wie ich sie zu geben versucht habe, erklärt es sich, daß diese Schöpfung manchmal eine sehr strenge Beurtheilung erfahren hat. Denn mit dem, was wir uns heutzutage unter einem Landhause vorstellen, hat sie sicher die denkbar geringste Aehnlichkeit. In diesen Luxus verschiedenartigster Anlagen, in dieses massenhafte Nebeneinander von Bauten, in dieses Stadium, diese Theater, dies Lyceum, diese Akademie, können wir uns mit unsern Anschauungen und Gewohnheiten nur schwer hineinfinden. Da ist nichts Ländliches mehr, kein Duft aus Feld und Wald, kein frischer Erdgeruch: es kommt uns Alles so geziert und überladen, so eitel, künstlich und zurechtgestutzt vor. Vielleicht müßte man daraus einfach schließen, daß die Römer die Freuden des Landlebens anders auffaßten als wir; aber man geht weiter, man behauptet zuversichtlich, sie hätten das Landleben überhaupt nicht geliebt, und die Villa von Tibur dient denen als Argument, welche den Satz aufstellen, daß die

Römer die Natur niemals recht verstanden oder recht genossen haben.

Es ist dies ein Vorwurf, der den Römern ziemlich allgemein gemacht wird, und in unserm Munde ist es ein schwerer Vorwurf. Denn wir Modernen erheben alle den Anspruch, große Naturfreunde zu sein; mehr als je gehört es zum guten Ton, berühmte Gegenden zu bereisen, und sehr empfindlich würde für uns der Vorwurf sein, daß wir sie nicht gebührend bewunderten. Bei uns würde man Niemand finden, der den Muth hätte, zu sprechen wie Sokrates[25]): „Ich verlasse nicht blos nicht mein Land; ich setze auch niemals meinen Fuß aus Athen hinaus, denn ich liebe es, mich zu unterrichten: die Bäume aber und die Felder wollen mich nichts lehren". Ueber ein solches Geständniß würde man heut schamroth werden. Heut sind die Felder und die Bäume gefälliger geworden, und es giebt Niemand, selbst nicht unter den einfachsten, ja einfältigsten Menschen und unter den vollkommensten Spießbürgern, der nicht versicherte, daß er aus der Unterhaltung mit ihnen den größten Gewinn ziehe. Wissenschaftliche Beobachter haben auch festgestellt, seit wann dieser Geschmack an den Schönheiten der Natur so lebhaft geworden ist: seine Entstehung fällt in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Rousseau war der erste, der die Berge in die Mode brachte, seine Nachfolger haben dann auch die Gletscher und das Alpenglühen entdeckt. Seitdem ist die Schweiz, die bis dahin für ein wildes Land gegolten, zum unvermeidlichen Wallfahrtsort geworden, den jeder, der etwas auf sich hält, besuchen muß. Dies wiederholt man alltäglich, dies liest man überall, und darauf bilden wir uns auch nicht wenig ein. Ich will nicht behaupten, daß diese Auffassung ganz falsch ist: gewiß sind seit einem Jahrhundert Interesse und Gefühl für die Natur, wenn nicht tiefer, doch wenigstens all-

gemeiner geworden und haben immer breitere Schichten des Volkes ergriffen; doch dürfen wir auch nicht übertreiben und behaupten, daß diese Empfindungen den Römern fremd gewesen. Sie verstanden und liebten die Natur auf ihre Weise, und vielleicht ist es nicht ganz nutzlos, bei dieser Gelegenheit auf die besondere Art dieser Liebe und dieses Verständnisses etwas näher einzugehen.

Von den Feldern waren einst die Römer gekommen und lange blieb das flache Land ihr Lieblingsaufenthalt; in der Folge aber lockte sie die Stadt, und ihrem Reiz, ihrer Anziehungskraft widerstanden gar Wenige. Personen von Rang, die nach den öffentlichen Aemtern strebten, hatten überdies gar keine Wahl: sie mußten in der Stadt leben, um stets unter den Augen ihrer Wähler zu sein. Ihnen folgten die kleinen Grundbesitzer der römischen Campagna, als das Elend sie gezwungen hatte, ihr Stückchen Feld den unaufhaltsam vordringenden Nachbarn zu überlassen. Dann kamen die freien Tagelöhner, die man auf dem Lande nur noch zu mühseligen und gefährlichen Arbeiten verwenden wollte, bei denen der Reiche seinen Sklaven zu schädigen fürchtete. Diese armen Leute wurden des harten Daseins, zu dem sie verurtheilt waren, schließlich müde, und da sie wußten, daß sie in der Stadt auf Kosten des Staates nicht blos ihr Brod, sondern auch ihr Vergnügen finden würden, so hatten sie es natürlich mit der Uebersiedelung dahin sehr eilig. Hatten sie nun erst einmal bei den öffentlichen Vertheilungen ihre Korn- oder Oelmarke oder auch an der Thür des Reichen ihre Sportel, d. h. ihr Körbchen Essen erhalten, hatten sie sich erst an die Lust und Aufregung der Schauspiele aller Art gewöhnt, welche den dritten Theil des Jahres füllten, dann war es rein unmöglich, sie wieder auf's Land zu schicken. Mit Entrüstung sahen alle Denkenden, wie diese Bevölkerung von Müßiggängern,

die im Augenblick öffentlicher Gefahr nicht einen Soldaten lieferte, unaufhörlich anschwoll. Mit beredten Worten klagt Varro darüber, daß die Felder leer ständen, seit sich die Ackerbauern einer nach dem andern zur Stadt weggestohlen hätten, und daß „diese starken Hände, die einst das Feld bearbeiteten, nun blos noch dazu da seien, im Theater oder im Circus wüthend Beifall zu klatschen.“ Aber diese ehrenwerthen Klagen verhallten ungehört; die Kugel war einmal in's Rollen gekommen und nun war kein Halten mehr. Seit der Zeit des Augustus hatte die große Stadt rings um sich her eine Einöde geschaffen. Nur ungeheure Weiden oder Landhäuser erfüllten noch die Campagna, und die alten Städte Latium's und der Sabiner, die Rom's Siegeslauf so lange gehemmt hatten, geriethen in Verfall.

Wohl muß der Aufenthalt in Rom große Annehmlichkeiten gehabt haben; fand man ja dort Zerstreuungen und Genüsse aller Art, passend für jeden Geschmack und für jedes Vermögen, in Fülle. Und doch konnte Rom dem gemeinsamen Loose der großen Städte nicht entgehen. Das glühende Leben, dem Jeder dort verfällt, führt endlich zu unerträglicher Ermüdung. Die unaufhörliche Spannung, zu welcher der Geist verurtheilt ist, erschöpft ihn; der Lärm betäubt, der Strudel der Geschäfte, in den die Menschen unversehens gerathen, macht schwindlig; nur mit Mühe erträgt man diese allgemeine Aufregung und Unruhe, deren Schauspiel zuerst das Auge ergötzt hatte; so glücklich man war, durch die äußere Bewegung sich selbst entrissen zu sein, ebenso leidenschaftlich wünscht man nun, wieder zu sich zu kommen und sich endlich einmal wieder selbst anzugehören. Die leersten, seichtesten und eitelsten Menschen empfinden ein ganz merkwürdiges Bedürfniß nach Einsamkeit und Ruhe und suchen, es zu befriedigen. In herrlichen Versen

hat Milton die Freude eines dieser Gefangenen geschildert, der an einem Sommermorgen seine Kette abschüttelt und auf das Land hinausflieht. Noch nie schien ihm die Wiese so grün, der Himmel so rein. Er horcht auf jedes Geräusch, das über die Felder zieht; glückselig athmet er den Duft des abgemähten Grases, genießt den weiten, glänzenden Horizont, der die Augen beruhigt und erfrischt; die laue, weiche Luft, die das Herz weitet. Alles macht Eindruck auf ihn, entzückt ihn; die hundertmal gesehenen Schauspiele scheinen ihm neu; für Schönheiten, die ihm nie zum Bewußtsein gekommen, obgleich sie stets vor seinen Augen lagen, ist er auf einmal empfänglich geworden: er hat das Land entdeckt! So, denke ich mir, muß es auch vielen Römern ergangen sein, die den Muth hatten, eines Tages ihre Bande zu lösen und hinauszuziehen vor das Thor, um von dem Frieden der Felder etwas Ruhe für Leib und Seele zu erbitten, und so, glaube ich, erzeugte bei ihnen der Ueberdruß an den Genüssen der großen Welt den Geschmack an den Freuden des Landlebens.

Zu diesen „Freigelassenen" der Großstadt gehörte auch der Dichter Horaz. Niemand hat beredter als er das Land gefeiert; nach der Art, wie er von ihm spricht, zu urtheilen, scheint es, daß er einzig für das Landleben geschaffen war und immer nur dieses geliebt hat. Dennoch merkt man, daß dieser Geschmack bei ihm nicht so natürlich war, wie bei seinem großen Vorgänger Lucrez und bei seinem Freunde Virgil[26]). In den ersten Jahren gefiel er sich in Rom ungemein: er fand dort Schauspiele, die seinen lebhaft angeregten Geist erheiterten, seine satirische Verve anfeuerten. So lange er allein vom Forum zum Marsfelde spazieren und dort ungenirt das Treiben der Taschenspieler, Athleten und Wahrsager beobachten konnte, kam ihm der Aufenthalt sehr angenehm vor; als aber die

Freundschaft des Maecenas einen berühmten Mann aus ihm gemacht hatte, als er sein Haus nicht mehr verlassen konnte, ohne von Unbekannten, die ihm zu seinen Erfolgen Glück wünschten, von Lästigen, die ihn über die öffentlichen Angelegenheiten befragten, von Bittstellern, die ihn um Beistand angingen, überfallen zu werden, da wurde er der Stadt von Herzen gram. So verhaßt wurden ihm diese Zudringlichkeiten, daß ihn darüber seine sonstige Mäßigung beinahe ganz verließ: mit einer Leidenschaftlichkeit, die bei einem Weisen, der erklärte, man dürfe nichts allzu heftig wünschen, überraschen muß, sehnte er sich nach Zurückgezogenheit. Auch lebte er sehr glücklich in seinem kleinen Landhause, aber ich möchte doch glauben: was ihm sein Behagen erst recht zum Bewußtsein brachte, war die Erinnerung an die städtischen Belästigungen, denen er entflohen war. Hätte er nicht an seiner einfachen Tafel in Gesellschaft einiger Nachbarn der Langweiligkeit der großen Diners in Rom gedacht, mit ihren tyrannischen Gesetzen, die den Trinker zwangen, so oft Bescheid zu thun, als der König des Festes verlangte; hätte er sich nicht der unerträglichen Unterhaltungen erinnert, deren Kosten fast nur die letzten Skandale und die gerade berühmten oder berüchtigten Schauspieler trugen, — vielleicht würde er durchaus nicht gefunden haben, daß er auf dem Lande „Göttermahle" hielt. Die Spötter haben darauf aufmerksam gemacht, daß er niemals heftiger in das Land verliebt ist als wenn er in der Stadt zurückgehalten wird. In Rom läßt er sich eines Tages, da er alle möglichen Anliegen und Verdrießlichkeiten ausgestanden hat, aus tiefstem Herzensgrund den Seufzer entschlüpfen, in den er seine ganze Seele gelegt hat: „O Land, wann werd' ich dich wiedersehen?" [27]) Kommt er aber in seinem Häuschen an, so scheint sein Verlangen schon kühler, und oft wünscht er es zu verlassen, wenn

er erst ein paar Wochen dort ist. Ein Wankelmuth, dessen er sich demüthig anklagt, den er aber nur sehr schwer ablegen kann. „Unbeständiger als der Wind", sagt er, „wünsche ich in Tibur zu weilen, wenn ich in Rom bin; bin ich aber in Tibur, dann sehne ich mich nach Rom". Da haben wir also das unbußfertige und unverbesserliche Weltkind, das sich deshalb geheilt glaubte, weil es einen Augenblick Ueberdruß und Ekel vor den Vergnügungen empfunden, von denen es doch eigentlich entzückt ist, und das dann, wenn die Verstimmung vorübergegangen, schleunigst sein altes Joch wieder aufnimmt. Erst gegen Ende seines Lebens bekehrte er sich vollständig und liebte dann das Land weit mehr, als seine besten Freunde wünschten. Um seinetwillen hielt er selbst dem Maecenas nicht Wort: er hatte ihm versprochen, nur wenige Tage abwesend zu sein, und ließ dann ganze Monate auf sich warten.

Wie dem Horaz, so muß es vielen Römern seiner Zeit ergangen sein; immer hat es damals Männer gegeben, die, gerade weil sie zuvor das Stadtleben allzu sehr geliebt, nachher eifrige Freunde des Landlebens wurden: bei Leuten, die Alles mit Leidenschaft treiben, ist solcher Gegensatz, solche Umkehr nichts Seltenes. Wenn Ermüdung und Langeweile sie aus Rom vertrieben, so irrten sie zuerst im Umkreise der großen Stadt umher, die sie doch kaum aus dem Auge zu verlieren wagten. Sie wollten sich so wenig als möglich von ihr entfernen und bauten sich ihre Lusthäuser ganz nahe vor den Thoren, längs der Landstraßen, an beiden Ufern des Tiber. Aber bald merkten sie, daß diese Villen und Gärten, die so viel Geld kosteten, sie doch nicht vor Zudringlichen schützten. Die Stadt, die sie fliehen wollten, kam zu ihnen. Stets folgen die armen Leute in ihrer Weise dem Beispiel der Reichen; auch ihnen wurde Rom lästig und sie wollten dort nicht immer

bleiben. An Festtagen drängte sich eine ganze Bevölkerung von Armen nnd Elenden in den Herbergen der Vorstädte, längs des Flusses, in den heiligen Hainen, in der Nachbarschaft der Tempel. Sie tanzten, sagt Ovid,[28]) „Jeder mit seiner Jeden" und speisten im Freien oder unter Zelten von Laub, — eine lärmende, unbequeme Nachbarschaft, so daß es in der Umgebung Rom's fast ebenso schwer war Ruhe zu finden wie in Rom selbst. So mußte man nothgedrungen weiter hinaus, nach Tusculum, nach Praeneste, nach Tibur, und wenn dann diese der Stadt immer noch nahen und allzusehr Mode gewordenen Orte ihrerseits wieder zu stark besucht wurden und die ersehnte Ruhe und Sammlung dort nicht mehr zu finden war, so mußte man abermals noch weiter hinaus. So kam es, daß sich ganz Italien, vom Golfe von Bajae bis an den Fuß der Alpen, mit anmuthigen Villen bedeckte. „Wann", so sprach Seneca zu den Reichen seiner Zeit, „wann werdet Ihr einmal aufhören, zu verlangen, daß es keinen See geben soll, der nicht von Euren Landhäusern beherrscht wird, kein Flüßchen, an dessen Ufern Eure Prachtgebäude sich nicht brüsten? Ueberall wo Quellen warmen Wassers hervorsprudeln, da errichtet Ihr schleunigst neue Freistätten für Eure Vergnügungen; überall wo das Gestade sich ausbuchtet, da wollt Ihr einen Palast gründen, und Ihr begnügt Euch nicht mit dem festen Lande, sondern werft Dämme in den Fluthen auf, damit das Meer selbst zu Euren Bauten mit herangezogen werde. Kein Fleckchen giebt es, wo man Eure Behausungen nicht erstrahlen sieht: bald sind sie auf dem Gipfel der Hügel errichtet, von wo das Auge über weite Strecken von Land und Meer schweift, bald erheben sie sich mitten in der Ebene, aber zu solcher Höhe, daß das Haus wie ein Berg aussieht."[29])

Nicht blos die Reichen empfanden das Bedürfniß, aus der

Stadt zu fliehen und die Landluft zu athmen. Wohlhabende Freigelassene, kleine Bürger, vor allem die noch weit mehr als die Andern für Stille und Freiheit leidenschaftlich eingenommenen Gelehrten waren glücklich, wenn sie irgendwo, fern vom lärmenden Treiben der Menge, das besaßen, was Juvenal ein „Eidechsenloch" nennt. Sueton, der mit seinen gelehrten Arbeiten kein reicher Mann geworden war, kam eines Tages auf den Gedanken, sich für billiges Geld ein kleines Gut zu kaufen. Auf seinen Wunsch beauftragte sein Gönner Plinius einen einflußreichen Mann mit der Vermittelung des Geschäftes. „Was unsern Freund lockt", so schrieb er ihm, „ist die Nähe Roms, die Leichtigkeit der Verbindungen, die Einfachheit der Gebäude, die geringe Größe des Besitzthums, das gerade groß genug sein muß, um ihn zu zerstreuen, aber zu klein, um ihn ernsthaft zu beschäftigen. Für Männer der Wissenschaft, wie er einer ist, genügt es, daß sie ein Stückchen Land vor sich haben, groß genug, den Geist auszuruhen und das Auge zu erfreuen; sie brauchen kaum mehr als einen kleinen anmuthigen Rainpfad, eine Allee, um in behaglicher Unthätigkeit darin zu lustwandeln, einen Weingarten, dessen sämmtliche Stöcke sie kennen, und ein Paar Bäume, deren Zahl sie auswendig wissen" [30]). Ist das nicht noch heut der ächte Garten für einen stillen Gelehrten?

Unter diesen Freunden des Landlebens, die jedem Rang, jedem Berufe angehörten und die sich alle, sobald sie nur Muße dazu hatten, beeilten, die Stadt zu fliehen, waren wohl Manche, die, wie Horaz, ihren Entschluß gar bald bereuten. Noch viel schneller als der städtische Lärm sie ermüdet hatte, fühlten sie sich nun von der Einsamkeit gelangweilt. Sie konnten der Sehnsucht nach den Freuden der Welt nicht widerstehen. Wie war es denn nnr möglich, den Spielen des Circus oder des Amphitheaters lange fernzubleiben? „Man mußte

doch", sagt Seneca, „wieder einmal ein bischen Menschenblut fließen sehen"[31]), und so kehrten sie noch hastiger, als sie Rom verlassen hatten, wieder dahin zurück. Doch war dies die Ausnahme: in der Regel blieben die reichen Römer, so lange sie nur konnten, in ihren Landhäusern. Sie hatten solche während der Sommerzeit auf der Höhe der Berge oder am Ufer der Flüsse; im Winter bewohnten sie andere, die vor rauhen Winden geschützt waren. Manche lagen weit von Rom entfernt: diese besuchte man in den langen Ferien, z. B. im Herbst während der Festzeit der Weinlese; hatte man nur einen oder zwei Tage Muße, so nahm man seinen Aufenthalt in den Villen dicht bei der Stadt. Auf diese Weise blieb man in Rom nur, wenn man Geschäfte hatte und durchaus nicht anders konnte, und selbst in Rom bemühte man sich wenigstens um einen Schimmer vom Lande, um einen Abglanz des Landlebens. Die Leute aus dem Volke, so erzählt uns Plinius, begnügten sich mit ein paar Blumen an den Fenstern [32]): arme Blumen, denen das Leben, ohne Luft und ohne Sonne, in den engen Gassen der alten Hauptstadt, recht sauer werden mußte! Die Wohlhabenderen, die sich für sich allein ein Haus bauen konnten, versäumten nicht, hinter dem Atrium Raum für ein Gärtchen zu reserviren. Da pflanzten sie dann ein paar Bäumchen, den sogenannten „Hain", legten in einem Marmorbassin einen kleinen Wasserlauf, den „Euripus", im Hintergrunde eine Muschelgrotte an und malten eine Fernsicht, ein Stückchen blauen Himmels, etwas Grün perspectivisch auf die Mauer: so lebhaft war ihr Wunsch, sich selbst freundlich zu täuschen und zu vergessen, daß sie mitten in einer großen Stadt lebten.

Wir haben es also hier mit einer Gesellschaft zu thun, die dem Anschein nach für das Landleben äußerst eingenommen war; wir wollen aber nicht vergessen, daß dieser Geschmack am

Lande hauptsächlich durch den Ueberdruß an der Stadt geweckt wurde: dies ist aus gewissen Anzeichen ersichtlich. Wir merken, wie mir scheint, gar leicht, daß die Bewohner jener schönen Villen vielmehr Leute von Welt waren, die wieder zu Kräften kommen wollten, als unbefangene Freunde der Natur. Sie kamen dorthin nicht einzig und allein, um in stummer Betrachtung der Schönheiten des Landes zu leben, und hätten sie sich in jenen friedlichen Revieren eingeschlossen, um sie nicht mehr zu verlassen, so würde man es ihnen schwer verdacht haben. Zur Zeit des Tiberius ließ sich ein hervorragender Römer, Servilius Vatia, unzweifelhaft erschreckt und angeekelt von Allem, was er im Senat erlebt, in der Nähe von Cumae ein herrliches Landhaus bauen und verbrachte dort sein Leben. Uns fällt es gar nicht ein, ihn darum zu tadeln, daß er sich so schwerer Gefahr und Schmach entzog, und Niemand von uns Modernen denkt daran, ihn um deswillen zu beklagen, weil er in so entzückender Landschaft gelebt hat; die Römer dagegen konnten sogar unter den Kaisern nur schwer begreifen, wie Jemand im Stande war, so sich selbst aus der Gesellschaft und den Staatsgeschäften zu verbannen. Servilius Vatia kam ihnen vor wie ein lebendig Begrabener, und Seneca erzählt uns: jedesmal wenn er bei der schönen Villa von Cumae vorübergekommen, habe er sich nicht enthalten können, leise zu sprechen: „Hier liegt begraben Servilius Vatia.“ [33]) Die Herren dieser Landhäuser waren also in der Regel Männer, die in das unruhige Getriebe der Geschäfte, in die Bewegung des Lebens verwickelt waren: Financiers, Politiker, die sich dort von den überstandenen Mühen ausruhen und sich auf neue vorbereiten, Schriftsteller, die in der Einsamkeit den Geist neu stählen, die Einbildungskraft erfrischen wollten. „Hier“, sagt Plinius, selig, daß er nun wieder in seinem Häuschen zu Laurentum weilt, „hier höre ich keinen lästigen Lärm mehr, hier unterhalte ich

mich nur mit mir selbst oder mit meinen Büchern. O Meer, o Gestade, ihr meine wahren Studirzimmer, wie viele Gedanken weckt ihr in mir, wie viele Werke dictirt ihr mir!" [34]) Er spricht gern von sich selbst; so schildert er uns Stunde für Stunde sein dortiges Leben: „ich wache auf, wann ich kann, gewöhnlich gegen 6 Uhr Morgens. Meine Fenster bleiben zunächst noch geschlossen, denn ich habe bemerkt, daß Stille und Dunkelheit den Geist beleben. Habe ich gerade eine neue Schrift begonnen, so beschäftige ich mich damit; ich disponire Alles, die Gedanken und selbst den Stil, gerade als ob ich schriebe und corrigirte. So arbeite ich bald mehr, bald weniger, je nachdem mir das Componiren und Behalten leichter oder schwerer wird; dann rufe ich einen Schreiber, lasse die Fenster öffnen und dictire, was ich verfaßt habe. Um 10 oder 11 Uhr gehe ich dann, je nach der Witterung, in einer Baumallee oder unter einer Säulenhalle spazieren und componire und dictire im Gehen ohne Unterbrechung weiter. Alsdann steige ich in meinen Wagen; auch hier setze ich noch die Arbeit fort, mit der ich mich während meiner Morgenruhe und auf der Promenade beschäftigt habe." [35]) So fährt er fort, uns vom Verlauf dieser ernsten Tage zu berichten, während derer die literarische Thätigkeit Alles begleitet, bis zur Abendmahlzeit, bei der ein belehrendes Buch ihm Gesellschaft leistet. Selbst wenn er sich ein außerordentliches Vergnügen gönnt, z. B. auf die Jagd geht, vergißt er nie, seine Schreibtäfelchen mitzunehmen; sie liegen neben ihm, während er bei den Netzen sitzt, und wenn die Eber zu lange auf sich warten lassen, so zieht er seinen Griffel hervor und fängt zu schreiben an; kommt er dann auch mit leeren Händen heim, so bringt er doch dafür wenigstens volle Seiten mit. Wir freilich verstehen das Landleben etwas anders. Wohl werden damals nicht Alle so fleißig gewesen sein wie Plinius; es muß auch Leute gegeben

haben, die nicht immer ihren Schreiber mitschleppten und die, wenn sie auf die Jagd gingen, ihre Schreibtafel zu Hause ließen; fast Alle aber waren, wie er, Politiker, Redner, Gelehrte, Weltmänner, welche, von der Ermüdung auf einen Augenblick aus der Stadt vertrieben, sich zu baldiger Rückkehr dahin rüsteten und ihren Aufenthalt in Feld und Wald nützten, um zu ihren Berufsgeschäften einen kräftigeren Körper, einen lebhafteren Geist heimzubringen.

Wissen wir so, für wen die römischen Villen gebaut waren und was man dort suchte, so finden wir, daß sie ihre Bestimmung ganz vollkommen erfüllten. Ihr Hauptvorzug, der sich in der Gesammtanlage wie in den geringsten Einzelheiten wiederfindet, besteht darin, daß sie den an sie gestellten Anforderungen durchaus entsprachen. Plinius der Jüngere hat uns den Dienst einer Beschreibung seiner Landhäuser erwiesen; sie genügt, um uns auch von den übrigen eine Vorstellung zu geben. Lesen wir diese Schilderung, so frappirt uns zunächst die Beobachtung, wie sehr diese Villen von Laurentum und Etrurien im Wesentlichen dem Landhause Hadrian's glichen, das wir durchwanderten. In Wahrheit ist zwischen ihnen nur der eine Unterschied, den die Verschiedenheit des Ranges und Vermögens ihrer Besitzer bedingt. Was ein Kaiser wagen durfte, konnte ein einfacher Privatmann sich nicht gestatten; aber das allgemeine System der Anlagen und der Decoration ist das gleiche, und Daumet's Versuch einer Restaurirung findet in den Briefen des Plinius oft eine Stütze.

Könnten wir die Villen des Plinius sehen, besonders die schönste, die etrurische — ich glaube, unser erster Eindruck wäre Erstaunen über die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Gebäude, aus denen sie sich zusammensetzen. Alle diese Bauten von verschiedener Höhe und Gestalt, die mehr nebeneinander gestellt,

als zu einer Einheit verbunden sind, würden uns eher wie ein Dorf als wie ein Landhaus anmuthen[36]). Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es sich darum handelt, hier einen Römer einzuquartieren, und daß einem Römer, selbst wenn er sich auf ein „ganz einfaches" Leben capricirt, doch immer eine Menge Sklaven unentbehrlich sind. Begnügt er sich nicht mit ihrer Unterbringung in Souterrains, will er ihnen schickliche Zimmer anweisen, die man nöthigenfalls auch Freunden anbieten könnte, so sind dazu sehr viele Räume und zahlreiche Baulichkeiten erforderlich. Noch mehr als die große Zahl dieser verschiedenen Gebäude überrascht es uns, daß man sich nicht die Mühe genommen hat, sie etwas regelmäßiger anzulegen; doch wir sahen bereits, daß die Römer auf das äußere Aussehen, besonders ihrer Landhäuser, offenbar kein so großes Gewicht legten. So kam es, daß ihre Baumeister die Säle und Zimmer, statt sie aus Gründen der Symmetrie alle auf einer Seite anzuordnen, fast überall vertheilten, um ihnen auf diese Weise eine verschiedene Lage zu geben. Sie legten zahlreiche getrennte Pavillons an, damit der Bewohner mehr isolirt darin leben und nach allen Seiten eine schönere Aussicht genießen könnte. Die Anordnung des Ganzen war vielleicht minder glücklich; aber die Gemächer waren bequemer, und das war ihnen genug. Wir heutzutage sind etwas prahlerisch und denken leicht zuerst an die Façade: macht diese nur eine bessere Figur, so lassen wir es uns oft genug gefallen, daß die Wohnung selbst weniger gut ist. Die Römer kümmerten sich nicht so sehr um die Vorübergehenden und bauten das Haus nur für die Bewohner. Alles was ihnen dasselbe angenehmer machen konnte, wurde fast im Uebermaß aufgeboten; nichts wurde gespart, wenn es galt, ihnen die stärkende Ruhe, die mannichfaltigen Genüsse zu verschaffen, die sie dort suchten. Plinius war gewiß nichts

weniger als ein üppiger Lüstling; er galt vielmehr als ein Mann von antiken Sitten, ja der Dichter Sentius Augurinus sah in ihm sogar mehrere Catonen.[37]) Dennoch können wir uns eines gelinden Schreckens nicht erwehren, wenn wir sehen, bis zu welcher Höhe des ausgesuchtesten Wohllebens er sich in seinen Lusthäusern verstieg. Wir verlieren uns fast in der Aufzählung, die er uns von seinen Wohnräumen giebt. Er hat Speisesäle von verschiedener Größe für alle möglichen Gelegenheiten: in dem einen dinirt er, wenn er allein ist; der andere dient zum Empfang intimer Freunde; ein dritter, noch geräumiger, kann die ganze Schaar der Gäste fassen. Der eine springt in's Meer vor: da sieht man während der Mahlzeit, wie die Wogen sich an den Mauern brechen; der andere ist tief in's Land hineingebaut: dort erfreut man sich nach allen Seiten der Aussicht auf die Felder und der Schauspiele des ländlichen Lebens. In der Regel genügt heut auch den Anspruchsvollsten ein Schlafzimmer: wie viele des Plinius Villen hatten, wäre schwer zu sagen. Nicht blos für alle Bedürfnisse giebt es welche, sondern auch für alle Launen. Hier kann man von allen Fenstern aus das Meer sehen; dort hört man es, ohne es zu sehen; noch anderswo sieht man es, hört es aber nicht. Der eine Raum ist nischenförmig angelegt und gewährt durch breite Oeffnungen der Sonne zu allen Tagesstunden Zutritt; ein anderer ist schattig und kühl und läßt nur gerade soviel Licht herein, daß man nicht im Dunkel sitzt. Wünscht der Hausherr Zerstreuung und Erheiterung, so hält er sich in einem offenen Saale auf, wo er Alles sieht was draußen vorgeht; empfindet er daß Bedürfniß sich zu sammeln, so hat er eigens dafür ein Gemach, wo er sich einschließen kann und welches so angelegt ist, daß dort niemals ein Geräusch zu seinen Ohren dringt. Plinius nennt diesen Raum „seine Lust“; in seiner Villa ist er glücklich, fern von Rom zu sein; in diesem

Zimmer aber, dem Allerheiligsten, ist ihm zu Muth, als sei er fern selbst von seiner Villa. Dazu kommt, daß diese Räume mit herrlichen Mosaiken geschmückt, oft auch mit anmuthigen Malereien verziert sind und fast sämmtlich Springbrunnen mit Marmorbassins besitzen: denn silberklar, frisch und im Ueberfluß rinnt hier das Wasser allerorten; durch sein Gemurmel macht es Alles fröhlicher und in der ganzen Ausstattung der Landhäuser ist es ein wesentliches Element. In den wunderlichen Erfindungen der Architekten, wenn sie neue Anlagen, neue Combinationen ausdenken, deren Originalität den vornehmen, so verwöhnten und trägen Herren gefallen soll, spielt das Wasser eine große Rolle. Wir erinnern uns des prachtvollen, von dem Euripus umflossenen Badesaals im Landhause Hadrian's. Einen so kostspieligen Bau konnte Plinius sich nicht errichten; dafür hatte er aber am Ende seines Gartens eine dichte, von vier Säulen aus carystischem Marmor gestützte Weinlaube. Unter dieser Laube, dem reizendsten Zufluchtsort, waren Springbrunnen angebracht, dann ein mit Wasser, das sich beständig erneuerte und niemals überfloß, gefülltes Bassin und ein Ruhelager aus weißem Marmor, auf welchem sich der Hausherr während der Tageshitze ausstreckte. „Von diesem Lager", sagt Plinius, „entspringt von allen Seiten das Wasser durch kleine Röhren, als wenn das Gewicht des Ruhenden selbst es aufsprudeln machte." [38]) Dazu denke man sich, um ein Bild des Ganzen zu haben, Bäder, Fischteiche, Ballspielsäle, Säulenhallen, die sich nach allen Richtungen erstrecken und jede mögliche Aussicht beherrschen, kiesbestreute Alleen für Fußgänger, andere Wege mit härterem Boden, die sich besser zu Promenaden in der Sänfte eignen, endlich für Reiter ein weites Hippodrom. Dasselbe besteht aus einer langen, geraden, halbdunklen Allee, die von Platanen und Lorbeerbäumen beschattet wird, während sich von allen Seiten

kreisrunde Wege dahinschlängeln, die sich derart durchkreuzen und schneiden, daß der Raum größer, die Promenade mannichfaltiger erscheint. Dies Alles mußte man in der Villa eines reichen, aber dabei soliden Mannes finden, welcher, ohne ein Verschwender zu sein, seine bequeme Wohnung auf dem Lande haben wollte, um sich dort nach Gemächlichkeit auszuruhen.

Noch haben wir nicht von den Parks und Gärten gesprochen. Dies erscheint vielleicht sonderbar, hier, wo von Landhäusern die Rede ist. Doch hält es recht schwer, über dieses Thema etwas zu sagen; denn Parks nnd Gärten sind, wie man sich leicht denken kann, dasjenige, was sich in den antiken Villen am allerwenigsten erhalten hat. Um uns von ihrem Wesen eine Idee zu machen, sind wir auf ein paar Gemälde, in denen sie schlecht und recht dargestellt sind, und auf einige gelegentliche Aeußerungen der Schriftsteller angewiesen. Diese dürftigen Zeugnisse befriedigen nur sehr unvollkommen unsere Wißbegierde, doch haben sie wenigstens das Gute, daß sie durchaus mit einander übereinstimmen. Auf den Landschaftsbildern, die einen wesentlichen Schmuck der antiken Häuser ausmachen, finden wir sowohl in Pompeji als in Rom einige Malereien von Gärten: immer sind es regelmäßige, von zwei Hagebuchenhecken eingeschlossene, rechtwinkelig einander schneidende Alleen. Im Mittelpunkt sehen wir gewöhnlich eine Art Rondel mit einem Bassin, in welchem Schwäne schwimmen. Hier und da sind kleine, grüne, von Weinlaub umsponnene Lauben aus Rohrgeflecht angebracht; im Hintergrunde derselben steht eine marmorne Säule oder eine Statue, auch sind ringsum Stühle aufgestellt, die den Spaziergänger zur Ruhe laden. Diese Darstellungen erinnern an Quintilian's Aeußerung, in welcher sich der Geschmack seiner Zeit naiv genug ausspricht: „Giebt es etwas Schöneres, als

rautenförmig gepflanzte Bäume, die also derart angeordnet sind, daß man von jedem Standpunkt aus immer nur grade Alleen sieht?" [39]) Zu diesen Mittheilungen fügen die Schriftsteller noch einige interessante Einzelheiten. Aus den Schilderungen des jüngeren Plinius ergiebt sich, daß in seinen Gärten, wie in den besprochenen Landschaftsbildern, die Baumgänge von wirklichen grünen Mauern eingefaßt waren. So beschreibt er uns mit großem Behagen eine schöne Platanenallee, auf die er stolz ist. „Meine Platanen," sagt er, „sind mit Epheu bedeckt, der rund um Stamm und Zweige läuft und, von einem Baum zum andern reichend, sie alle miteinander verbindet." Um die Mauer dichter zu machen, ist zwischen den Stämmen Buchsbaum gepflanzt und dahinter noch Lorbern, welche die Zwischenräume vollends ausfüllen. Der Buchsbaum besonders spielt in den römischen Gärten eine wichtige Rolle. Er bildet nicht blos den Saum der Blumenbeete und rahmt deren bunte, mannichfaltige Zeichnungen gefällig ein, er wird auch zu den künstlichsten und bizarrsten Formen zurechtgeschnitten. Nicht genug damit, daß man Pyramiden aus ihm macht oder ihn, gerade wie in Versailles und Schönbrunn, zu riesigen Vasen formt, soll er bald Thiere, die einander ansehen, bald auch in colossalen Buchstaben den Namenszug des Besitzers oder des Gartenkünstlers darstellen. [40]) Seit Augustus sind diese phantastischen Seltsamkeiten Mode; es macht den Eindruck, als wären damals die Römer im Rausche ihres Glückes empfänglicher geworden für das, was Saint-Simon „das stolze Vergnügen, die Natur zu zwingen" nennt. Zu derselben Zeit da sie das Land in die Stadt einzuführen versuchen, bringen sie die Stadt auf's Land. Um das Terrain, auf welchem ihre Villen sich erheben sollen, zu ebnen, rasiren sie die Hügel, füllen sie die Thäler aus. In ihren Gärten

lieben sie besonders diejenigen Bäume, deren Wachsthum sie gehemmt, deren natürliche Form sie willkürlich entstellt und zugestutzt haben. Wohl protestiren gegen diese grillenhaften Mißbräuche einige Männer von Geist, vor Allem die Dichter, wie Horaz, Properz, Juvenal. Seneca erklärt laut, er „gebe Bächen den Vorzug, denen man keinen andern Lauf aufgezwungen, Gewässern, die da fließen, wie es der Natur gefällt, Wiesengründen, die bezaubernd sind ohne Kunst" — aber Seneca bewohnte nichtsdestoweniger Landhäuser im Geschmack des Tages: er hatte zu Haus geschorene Hecken, beschnittenen Buchs, nachgemachte Bäume und all die andern gärtnerischen Kunststücke, die er so lächerlich fand. Es ist eben viel leichter, über die Mode zu spotten als sich ihr zu entziehen.

Uebrigens haben Gärten und Parks damals offenbar lange nicht die Wichtigkeit gehabt wie heut bei uns. Das merkt man auch an der Kürze, mit der Plinius sie in seinen Beschreibungen abthut. Die Alten besaßen nicht all die Mittel, die wir heut kennen, ihnen mehr Schönheit und Abwechselung zu verleihen. Viele Bäume, die der Stolz und die Zierde unserer Gärten sind, fehlten ihnen; ihre Flora besonders war nicht so reich.[41]) Schon deshalb also konnten ihre Anlagen nicht soviel natürlichen Schmuck aufweisen. Was für sie Alles ersetzt, was sie in ihren Villen mit der größten Passion suchen, ist die Aussicht. Gilt es sich eine weite oder lachende Aussicht zu verschaffen, die entweder einen großen Horizont umfaßt oder doch irgend einen anmuthigen Punkt beherrscht, so ist ihnen nichts zu theuer. Sie macht den Hauptreiz ihrer Lusthäuser aus. Sie lassen sich's gefallen, zu Fuß oder in der Sänfte sich in einförmigen Baumgängen zwischen zwei Buchenhecken zu ergehen; sind sie aber zu Haus in ihren Speisesälen, in ihren Schlafgemächern, in ihren Lese- und Arbeitscabineten, dann wollen sie von ihrem Sessel oder Bette

aus die schönsten Fernsichten vor Augen haben: sozusagen von ihren Fenstern aus lieben sie die Natur, genießen sie das Land.

Es ist jedoch hier noch ein Unterschied zu machen: die Aussichten, welche die Römer am liebsten aufsuchten, waren nicht immer solche, wie wir sie bevorzugen, und von den Landschaften, die wir am meisten lieben, wären manche durchaus nicht nach ihrem Geschmack gewesen. Ihre Liebe zur Natur hatte bestimmte Grenzen und innerhalb derselben eine ganz bestimmte Richtung. Große Ebenen, schöne Wiesengründe, fruchtbare Ländereien waren ihre Freude. Kein größeres Vergnügen kann sich Lucrez an Tagen der Muße denken als „am Ufer eines munter fließenden Baches, unter dem Laube eines hohen Baumes sich zu lagern", und Virgil wünscht sich als höchstes Glück: es möge ihm beschieden sein, „stets die bebauten Gefilde zu lieben und die Flüsse, die längs der Thäler fließen." Dies ist also der Vordergrund der Landschaften, für welche sie schwärmen: Wiesen oder Ernten, ein paar schöne Bäume und Wasser; dazu kommen als Hintergrund des Gemäldes einige Hügel am Horizont, zumal wenn ihre Abhänge cultivirt und wenn sie bis zum Gipfel bewaldet waren. So ist der Rahmen voll; er birgt nur einfache, maßvoll geformte Reize. Wenn nun eine reiche und civilisirte Natur sie entzückt, so müssen wir andererseits gestehen, daß sie für die herbe und erhabene Größe der unangebauten, öden, wilden Natur nur sehr geringes Verständniß besitzen. Cicero sagt wörtlich: nur die Macht der Gewohnheit bewirke, daß wir „selbst an bergigen und waldigen" Gegenden Gefallen finden. Während mehrerer Jahrhunderte haben römische Offiziere, die Anführer der Legionen, die Gouverneure der Provinzen, die Intendanten des Kaisers, Männer von Geist und Geschmack, die Alpen überschritten, ohne dabei etwas anderes zu empfinden als Langeweile oder Entsetzen. Hätte man ihnen gesagt, daß eines

Tages Tausende von Reisenden dieses Schauspiel, das ihnen so abschreckend schien, aufsuchen und bewundern würden, sie wären nicht wenig überrascht gewesen. Hohe Berge bestieg man damals nur selten zum Vergnügen. Vor Ueberschreitung des Sankt Gotthard's, wenn sie durchaus unvermeidlich war, wurden „pro itu et reditu“ Gebete und Gelübde an Jupiter gerichtet, und der Dichter Claudian sagt: beim Anblick der Gletscher wäre man so entsetzt gewesen, als hätte man das Haupt der Gorgo gesehen.[42]) Sicherlich ist es eine Errungenschaft, daß wir für diese großen Schauspiele empfänglich geworden sind, und wir dürfen uns Glück dazu wünschen; für die Poesie einer wildromantischen Gegend haben wir unzweifelhaft ein besseres Verständniß als die Alten; empfinden wir aber auch ebenso lebhaft wie sie, was Sainte-Beuve einmal „den Zauber einer ausgeruhten Landschaft“ nennt? Wenn wir auf der Fahrt durch Oberitalien in die Gegend von Mantua und zu den Ufern des Po kommen, läßt uns der Anblick dieser einst von den Reisenden gepriesenen Fluren fast gleichgültig. Augen und Seele noch voll vom Eindruck der herrlichen Alpenlandschaften, durch die uns eben der Weg geführt, schenken wir den lachenden Gefilden, dem großen Strome, der sie bewässert, kaum einen geringschätzigen Blick. Und doch ist dies das Vaterland Virgils, dies die Landschaft, die er als Kind vor Augen hatte, die niemals aus seinem Herzen schwand. Diese Ebenen, die uns charakterlos scheinen, haben in ihm die Liebe zur Natur geweckt. Um sie zu verstehen, hat er nicht nöthig gehabt, in die Welt der Berge einzudringen, die Regionen des ewigen Schnee's zu erklettern und zu beobachten, wie die großen Ströme aus den Gletschern hervorquellen. Er begnügte sich damit, diese grünen Wiesengründe zu betrachten, längs dieser Bäche unter dem blassen Laube der Weiden zu lustwandeln, „am Rande der heiligen Quellen Schatten und Kühlung“

zu suchen, des Abends „auf das Girren der Tauben, auf die fernen Gesänge des Bauers" zu lauschen, „der seine Bäumchen beschneidet." So erwachte in seiner Seele die tiefe Empfindung für das universelle Leben, die edle Sympathie mit der Natur, die uns in seinen Versen entzückt. — Haben wir also wirklich soviel gewonnen, wie behauptet wird, wenn wir nach all unsern Fortschritten schließlich unfähig geworden sind, die Gefilde zu verstehen, die Landschaft zu lieben, die einst zu so schönen Werken begeistert haben?

Um schließlich auf die Villa von Tibur und auf den Herrscher, der sie erbaute, zurückzukommen, so glaube ich, daß Hadrian und sein Landhaus uns füglich von der Art, wie die Römer die Natur auffaßten und genossen, ein ziemlich zutreffendes Bild vermitteln und daß diese Art weder so unvernünftig ist noch von der unsern so fern abliegt, als man häufig annimmt. Wie die Schaulustigen und Wißbegierigen heutzutage, so reiste auch Hadrian viel in der Welt umher; er besuchte mit Vorliebe die Länder, deren Naturschönheiten durch große geschichtliche Erinnerungen noch gehoben werden: eine Neigung, die Niemand sonderbar finden wird. Die Natur zog ihn auch um ihrer selbst willen an; wir sehen, daß er that, was sonst zu seiner Zeit nicht üblich war: er erstieg den Aetna und den Berg Casius. Als er sich aber ein Landhaus für seine letzten Jahre anlegen wollte, erbaute er es nicht auf den Abhängen des Casius oder des Aetna, und er hatte nicht so ganz Unrecht. Es giebt Schauspiele — vom Aetna weiß ich es aus eigener Erfahrung —, deren einmaliger Anblick, im Fluge genossen, uns entzückt, erschüttert, erhebt, die aber stets vor Augen zu haben nicht gut thut. Hadrian wählte eine der begrenzteren, weniger grandiosen Landschaften, die den Menschen nicht durch ihre Erhabenheit überwältigen und fast erdrücken, die nicht immerfort sein Staunen, seine Bewunderung

in einer auf die Dauer ermüdenden Weise überreizen, sondern ihn vielmehr beruhigen, seine Sinne beschwichtigen, seine Seele sänftigen. Wollen wir wissen, ob des Kaisers Wahl glücklich war, so brauchen wir nur auf einen Augenblick nach der Villa von Tibur zurückzukehren und die herrliche Fernsicht von der Poikile aus zu genießen. In dem abschließenden Halbrund, welches angelegt wurde, damit von dem schönen Schauspiel nichts verloren ginge, nehmen wir unsern Standpunkt. Hier waren sicher marmorne Ruhebänke aufgestellt, auf denen oft Hadrian und seine Freunde Platz nahmen, wenn der Tag sich neigte. Vor uns liegt Rom; es zieht zuerst die Blicke auf sich. Wir sehen es in seiner ganzen Ausdehnung am Horizont; seine Thürme, seine Dome zeichnen sich am Himmel ab. Wer weiß, ob nicht Hadrian, als er sein Landhaus im Angesicht seiner Hauptstadt anlegte, sich das Vergnügen eines pikanten Gegensatzes verschaffen wollte? Der Dichter sagt: nichts Angenehmeres giebt's, als das Heulen der Winde zu hören, wenn man friedlich in seinem Hause weilt. Vielleicht schien es dem von der Macht und vom Leben ermüdeten Herrscher, daß dieser Ausblick auf das geschäftige Treiben dort hinten in der Ferne ihm die Ruhe um so süßer machen würde. Wenn aber Rom auch zuerst die Aufmerksamkeit auf sich lenkt — gar bald bemächtigt sich ihrer die umgebende Landschaft und läßt sie so bald nicht wieder los. Ganz nahe erheben sich auf allen Seiten die Hügel; sie steigen allmählig an und werden immer grüner und lachender, je weiter sie sich von der Ebene entfernen. Zur Linken erblicken wir die Gipfel der Berge von Latium, zur Rechten die malerischen Höhen der Sabina, Mentana, Monticelli und weiterhin Palombara am Fuß des Monte Gennaro. Einen einfacheren und doch auch reicheren Horizont, mehr Größe und Ruhe, mehr Abwechselung und Ebenmaß zugleich kann man sich schwer vorstellen. Plinius

der Jüngere würde sagen: „Nicht blos eine Landschaft ist's, es ist ein Bild.“[43])

Und wieder schweift unser Blick nach Rom hinüber. Wir gedenken der entschwundenen Zeiten, da das Leben des Alterthums dort drüben entfesselt rauschte und wogte. Welch hohe Genugthuung muß der wunderliche Kaiser empfunden haben bei dem Gedanken, wie er so nahe dem wildesten Tumulte des Lebens, gewissermaßen am Rande eines schwindelnden Abhangs, schwebend auf Pfeilern mitten über dem kampf- und stauberfüllten Thale, sich Raum erobert hatte, um darauf einen Sitz des Seelenfriedens und des heiteren Genusses zu gründen, drin auszuruhen von dem Getümmel des Forums!

Wir begreifen diese Genugthuung, wir fühlen sie dem Herrscher nach. Noch mehr: wir selbst genießen hier im Schatten der Ruinen, mitten in dieser historischen Schicksalslandschaft, den Frieden der Idylle, — gleichwie dort oben auf der Höhe, mitten im tosenden Aufruhr der Elemente, hart am Wassersturz der Sibyllentempel träumt.

Anmerkungen.

1) Tacit. Hist. I, 16.

2) Vgl. Duruy, Histoire des Romains Vol. IV. — Auch Renan spricht im 6. Bande seiner „Histoire des origines du christianisme“ von Hadrian. Ohne seine Fehler zu verschweigen, setzt er doch auch seine Vorzüge in helles Licht und entwirft von diesem Herrscher eines jener Bilder, die man nie vergißt.

3) Fronto, Ad M. Caes. II, 1 (ed. Naber, p. 25).

4) S. die 3. Satire des Juvenal, der dieser Empfindung leidenschaftlichen Ausdruck giebt.

5) Sen., Cons. ad Helviam, 6.

6) Vgl. für weitere Einzelheiten, die hier nicht gegeben werden können, das ganze Kapitel „Die Reisen“ in Ludw. Friedlaender's vortrefflichen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine“ Bd. II S. 2—147. 2. Aufl. 1867.

7) Lucil., Aetna, 587.

8) Cic. de Rep. II, 6: in pestilenti loco salubrem.

9) „ita ut in ea et provinciarum et locorum celeberrima nomina inscriberet.“

10) Liv. XLIV, 6.

11) Plin. N. H. IV, 8, 15.

12) „Unus illis deus nummus est.“

13) So auf dem berühmten Mosaik von Palestrina. Hier finden wir auch eines der aegyptischen Feste dargestellt, die längs des Canals von Canopus so häufig gewesen sein müssen. Unter einer dichten Weinlaube sind Männer und Weiber zum Trinkgelage versammelt. Eines der Weiber hebt das Rhyton zu den Lippen, ein anderes weist auf die herabhängenden Trauben, noch andere blasen die Flöte oder spielen auf Saiteninstrumenten. Ringsum der mit Lotosblüthen bedeckte Strom.

14) Plin. Epist. VI, 31.

15) Diese Hermen sind jetzt im Musensaale des Vaticanischen Museums aufgestellt.

16) Cic. ad Att. IV, 10.

17) Hesych. s. v. Ὠδεῖον.

18) Hor. Epist. I, 19, 41. Spissis indigna theatris scripta pudet recitare.

19) Ov. Trist. IV, 10, 57.

20) Juv. VII, 83. Und weiterhin nennt er die Zuhörer nicht mehr blos, wie Ovid, „populus“, sondern „vulgus“.

21) Juv. VII, 46.

22) Pers. I, 18.

23) Im März 1874 fand man bei den Ausgrabungen auf dem Aventin, an der Stelle, wo wahrscheinlich die Gärten des Maecenas lagen, einen geräumigen, prachtvoll decorirten Saal. Derselbe bildet an dem einen Ende einen Halbkreis, in dessen Rund sieben concentrische Sitzbänke stufenförmig bis zur Decke aufsteigen, während man am andern Ende die Spuren von einer Art Tribüne zu erkennen glaubte. Aus dieser Einrichtung schlossen Vespignani und C. L. Visconti, daß man es hier mit einem „Lesesaal“ zu thun habe. Man nannte ihn deshalb „auditorium Maecenatis“, unter welchem Namen er noch heut bekannt ist (S. Bull. d'arch. munic. 1876, p. 166 ff.). Bezüglich der Richtigkeit dieser Benennung sind jedoch seitdem Zweifel aufgetaucht. Mau (S. Bull. dell' Inst. di Corr. arch. 1875, p. 89) hält den Saal nur für ein Treibhaus und meint, die Stufen hätten zum Aufstellen von Blumentöpfen gedient.

24) Caligula gab am Tage seiner Ermordung dem Volke Spiele, in denen Aegypter und Aethiopier Scenen aus der Unterwelt darstellten. Das Schauspiel sollte Abends beginnen und die Nacht hindurch dauern.

25) S. Plato's Phaedrus.

26) Dies zeigt sich auch in seinen landschaftlichen Schilderungen. So gelungen sie auch in ihrer Art sind, so sind sie doch minder tief und einfach als die der beiden andern Poeten. Die Mythologie spielt auch bei Horaz eine große Rolle, ist aber nicht immer, wie bei Jenen, die naive Uebersetzung und der unverfälschte Ausdruck der großen Naturphaenomene; oft ist sie nur ein Mittel, dessen ein geistvoller Mann sich bedient, um seinen Beschreibungen einen Reiz, eine Zierde mehr zu verleihen.

27) O rus, quando ego te aspiciam!

28) Ov. Fast. III, 525.

29) Sen. Epist. 89, 21.

30) Plin. Epist. I, 24.

31) Sen. De tranq. animi II, 13.

32) Plin. Nat. Hist. IX, 4.

33) Sen. Epist. 55, 4.

34) Plin. Epist. I, 9.

35) Plin. Epist. IX, 36.

36) Vielleicht meint Plinius etwas Aehnliches, wenn er sagt, man erblicke von seinem laurentinischen Landhause aus eine Menge Villen, „die, vom Meere oder selbst nur vom Strande aus gesehen, den Anblick einer Menge von Städten gewähren."

37) Plin. Epist. IV, 27: Ille o Plinius, ille, quot Catones!

38) Eine ähnliche Idee lag auch der berühmten, großen und schönen, an ingeniösen Veranstaltungen reichen, mit zahlreichen seltenen Vögeln ausgestatteten Volière Varro's zu Grunde. Die Mitte des Vogelhauses bildete einen Speisesaal; die Tafel und die Lagerstätten der Gäste umfloß lebendiges Wasser, so daß man bei auserlesenen Tafelfreuden die Fische zu seinen Füßen schwimmen sah und ringsum den Gesang von Amseln und Nachtigallen vernahm.

39) Quint. VIII, 3, 9.

40) Diese Manie kommt eben jetzt zu neuen Ehren und lebt vor unsern Augen wieder auf: seit kurzer Zeit sind in unsern Gärten bizarre Zeichnungen aus Blumen sehr beliebt. Schon schreibt man die Chiffre des Besitzers auf den Rasen, und nicht lange wird es dauern, so steht der ganze Name da.

41) Friedländer bemerkt a. a. O. Bd. 3, S. 78: „Europa verdankt einen großen Theil seiner prächtigen Gartenflora der Blumenlust der Türken. Aus Stambul wanderte die Tulpe, der duftende Syringenstrauch, die orientalische Hyacinthe, die Kaiserkrone, die Gartenranunkel über Wien und Venedig in die Gärten des Occidents; aber auch der Kastanienbaum, der Kirschlorbeer und die Mimose oder Akazie. Mit der Entdeckung von Amerika begann dann eine neue sehr viel massenhaftere Einführung von Blumen und Ziergewächsen."

42) Claudian. De bello Get. 340 ff. — Vgl. über d. G. auch Friedländers Kapitel über das Naturgefühl der Römer a. a. O. Bd. 2, S. 118–147.

43) Plin. Epist. V, 6.



(270)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm), Berlin, Schönebergerstr. 17a.



Von dem neuen XII. Jahrgange (1883) von:

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt

herausgegeben von

Franz von Holtzendorff.

Heft 177—192 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)

sind ausgegeben:

Heft 177. **Portig** (Hamburg), Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes.

„ 178. **Schramm** (Bremen), Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England.

„ 179/180. **Schasler** (Meiningen), Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Erste Abtheilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? —

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen folgende Beiträge veröffentlicht werden:

Laas (Straßburg), Zur Frauenfrage.

Schasler (Meiningen), Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Zweite Abtheilung: Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama.

Dr. Heinrich Lacher, Die Schulüberbürdungsfrage, sachlich beleuchtet.

Bücher (Dorpat), Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande.

Kirchner (Berlin), Der Spiritismus und seine Folgen.

Meyer (Bonn), Religionsunterricht und Staatsschule.

Siebeck (Basel), Ueber Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studirens.

Gareis (Gießen), Der überseeische Menschenhandel.

Huebbe-Schleiden (Hamburg), Deutsche Kolonialpolitik.

Schicks (Stettin), Realschule oder Gymnasium oder Einheitschule?

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung“ ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen“ das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jedem die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den Familien, Vereinen 2c. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: Biographien berühmter Männer, Schilderungen

36) Vielleicht meint Plinius etwas Aehnliches, wenn er sagt, man erblicke von seinem laurentinischen Landhause aus eine Menge Villen, „die, vom Meere oder selbst nur vom Strande aus gesehen, den Anblick einer Menge von Städten gewähren.“

37) Plin. Epist. IV, 27: Ille o Plinius, ille, quot Catones!

38) Eine ähnliche Idee lag auch der berühmten, großen und schönen, an ingeniösen Veranstaltungen reichen, mit zahlreichen seltenen Vögeln ausgestatteten Volière Varro's zu Grunde. Die Mitte des Vogelhauses bildete einen Speisesaal; die Tafel und die Lagerstätten der Gäste umfloß lebendiges Wasser, so daß man bei auserlesenen Tafelfreuden die Fische zu seinen Füßen schwimmen sah und ringsum den Gesang von Amseln nnd Nachtigallen vernahm.

39) Quint. VIII, 3, 9.

40) Diese Manie kommt eben jetzt zu neuen Ehren und lebt vor unsern Augen wieder auf: seit kurzer Zeit sind in unsern Gärten bizarre Zeichnungen aus Blumen sehr beliebt. Schon schreibt man die Chiffre des Besitzers auf den Rasen, und nicht lange wird es dauern, so steht der ganze Name da.

41) Friedländer bemerkt a. a. O. Bd. 3, S. 78: „Europa verdankt einen großen Theil seiner prächtigen Gartenflora der Blumenlust der Türken. Aus Stambul wanderte die Tulpe, der duftende Syringenstrauch, die orientalische Hyacinthe, die Kaiserkrone, die Gartenranunkel über Wien und Venedig in die Gärten des Occidents; aber auch der Kastanienbaum, der Kirschlorbeer und die Mimose oder Akazie. Mit der Entdeckung von Amerika begann dann eine neue sehr viel massenhaftere Einführung von Blumen und Ziergewächsen.“

42) Claudian. De bello Get. 340 ff. — Vgl. über d. G. auch Friedländers Kapitel über das Naturgefühl der Römer a. a. O. Bd. 2, S. 118—147.

43) Plin. Epist. V, 6.

(270)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm), Berlin, Schönebergerstr. 17a.